„Feierabend-Stunden“

für den

christlichen Familienkreis.

Das Lämmchen

Die Waldkapelle

Die Kirsche

„Feierabend-Stunden“

für den christlichen Familienkreis.

Vorwort.

Die Büchersammlung, welche unter dem Titel „Feierabend-Stunden" herausgegeben wird, soll lauter herzige und erbauliche Geschichten enthalten, und soll dem katholischen Leserkreis jene Bücher, die heutzutage unter dem Aushängeschild „Volks- und Jugendschriften" den Büchermarkt unsicher machen, ersetzen. Die Erzählungen, welche in „Feierabend-Stunden" erscheinen werden, sind mitten aus dem Herzen des Volkes herausgegriffen, sie schildern nicht nur das Leben von Grafen und Baronen, von Königen und Fürsten, Millionären und Salondamen, sondern erzählen dem lieben Leser, daß wahre Tugend auch in der ärmsten Hütte wohnen kann und daß man nicht reich zu sein braucht um glücklich zu sein.

Diese Erzählungen sind geschrieben für den wackeren Familienvater, der im Schweiße seines Angesichtes sein Brod verdient für seine Kinder. Sie sind geschrieben für die brave Hausmutter, die des Lebens Last und Ungemach treu mit ihrem Manne trägt und ihr einzig Glück in den Kindern erblickt, die der liebe Gott ihr geschenkt hat. Sie sind für die Jünglinge und Jungfrauen geschrieben, die bestrebt sind ihre ewige Bestimmung zu erreichen. Diese Erzählungen sind wahre Perlen, aufgelesen aus der Spreu des Alltagslebens, — Perlen, welche weniger leuchten und glänzen, als das Herz erquicken und die Seele laben!

Diese Erzählungen erscheinen vierteljährlich in englischer und deutscher Auflage und kosten per Band 25 Cents, oder per Jahr an Abonnenten versandt $1.00.

In Leinwand gebunden, Posten frei, per Band 50 Cents.

Die Erzählungen in diesem Bande sind genommen aus einer Sammlung betitelt „Nimm und Lies," und werden wieder gedruckt im „Taubstummen-Freund" mit der gütigen Erlaubnis des Verlegers Chas. Wildermann, Catholic Publisher, 17 Barclay St., New York.

Das Lämmchen.

Die Waldkapelle.

Die Kirsche.

Drei Erzählungen

für

die Jugend und Jugendfreunde

von

Christoph v. Schmid.

Herausgegeben zum Besten armer Taubstummen

von

M. M. Gerend,

Rektor der St. Johannes Taubstummen-Anstalt

zu St. Francis, Wis.

Druck von J. H. Yewdale & Sons Co.
Milwaukee.

Inhalt.

Das Lämmchen, Christoph von Schmid, . . 7
Die Waldkapelle Christoph von Schmid, . . 83
Die Kirsche, Christoph von Schmid, . . . 101

Das Lämmchen.

Erstes Kapitel.

Christine und ihre Mutter Rosalie.

Christine, ein armes Mädchen von etwa zehn Jahren, pflückte in dem Walde Erdbeeren. Es war ein heißer Nachmittag, und den sonnigen Waldplätzen, wo kein kühlendes Lüftchen hinkam, war es fast zum Verschmachten schwül. Ihr leichtes Strohhütchen vermochte nicht den brennenden Sonnenstrahlen zu wehren. Die hellen Schweißtropfen standen ihr beständig auf der Stirne, und ihre Wangen waren wie Glut. Dennoch pflückte sie, ohne aufzusehen, emsig fort. „Denn," sagte sie freudig, indem sie mit ihrem weißen Tuche den Schweiß abwischte, „es ist ja für meine kranke Mutter! Das Geld, das ich aus den Beeren löse, verschafft ihr doch wieder eine kleine Erquickung."

Gegen Abend ging sie, mit ihrem Körbchen voll Beeren am Arme, durch den Wald nach Hause. Es fing an zu regnen. Immer lauter rauschten die Regentropfen in den Blättern der Bäume, und aus der Ferne her donnerte es sehr stark. Als sie aus dem Walde heraus kam, erhob sich ein Sturmwind; ein heftiger Platzregen schlug ihr entgegen,

und an dem glühendroten Abendhimmel standen dunkle Gewitterwolken, wie Gebirge auf einander getürmt. Christine wußte, wie gern der Blitz in hohe Bäume schlage. Sie suchte sich daher fern von den hohen Bäumen unter niedrigen Haselstauden ein sicheres Plätzchen, stand hier unter und wollte warten, bis das Gewitter vorbei wäre.

Allein auf einmal hörte sie in dem nahen Erlengesträuche ein klägliches Geschrei, fast wie das Geschrei eines kleinen Kindes. Das gute, mitleidige Mädchen ließ sich vom Sturm und Regen, Blitz und Donner nicht abhalten, nachzusehen, was es doch wohl sein möge? Sie ging hin, und sieh da! es war ein kleines, zartes Lämmchen, das vom Regen tröpfelte, zitterte und nicht wußte wohin. „Ach du armes Tierchen!" sagte Christine. „Nein, du sollst nicht umkommen. Komm, ich nehme dich mit mir nach Hause." Sie nahm das Lämmchen sorgfältig in die Arme und eilte damit, sobald der Regen nachließ, ihrer kleinen, strohbedeckten Wohnung zu.

„O sieh doch, liebe Mutter," rief sie, sobald sie in das niedere, reinliche Stübchen trat, „sieh doch, was ich da gefunden habe! Sieh, ein wunderschönes Schäflein! O wie glücklich war ich! Wie will ich es pflegen! Es soll meine ganze Freude sein!"

„Kind," sagte die kranke Mutter, indem sie sich in dem Bette aufrichtete und den Kopf auf die Hand stützte, „du vergissest in deiner Freude, daß dieses Lämmchen schon seinen Herrn haben muß. Es ist bloß verloren — und da

müssen wir es wieder zurückstellen. Gewiß gehört es dem reichen Bauer auf dem Eichhofe. Fremdes Gut sollen wir nicht einmal über Nacht im Hause behalten. Trag' es also heute noch hin."

„Ihr seid nicht gescheit," rief jetzt eine rauhe Stimme zum offenen Fenster herein; „man muß nicht alles so genau nehmen!" Der Mann, der dies sagte, war ein Maurer, der draußen die Mauer des kleinen Hauses ausbesserte, ihr Gespräch behorcht hatte und jetzt zum Fenster hereinschaute. Mutter und Tochter blickten ihn erschrocken an. Er aber sprach weiter: „Macht keine so seltsamen Gesichter! Ich meine es gut. Wir wollen das Tierchen metzeln und es miteinander teilen. Das Fleisch gibt gerade ein paar kleine Braten, und das Fellchen ist auch noch einige Pfennige wert. Der reiche Bauer hat über hundert schöne, große Schafe; ob er das winzig kleine Ding da noch habe oder nicht, daran ist nichts gelegen. Ich will es also geschwind schlachten. Ihr dürft euch dabei nicht fürchten. Es sieht's ja niemand. Und mir dürft Ihr schon trauen. Ich kann schweigen," sagte er und warf eine Kelle voll Mörtel an die Wand — „wie eine Mauer."

Christine entsetzte sich über die Reden des Mannes. Der Gedanke, das Lämmchen zu behalten, kam ihr jetzt abscheulich vor. „Ihr habt unrecht!" sagte sie zu dem Maurer. „Was kein Mensch sieht, sieht doch Gott! Du aber, liebe Mutter, hast recht — und mich wundert nur, daß mir das, was du sagtest, nicht von selbst einfiel. Ich hätte

das Schäflein,“ fuhr sie fort, und Thränen traten ihr in die Augen, „freilich so gern, o so gern behalten! Allein dem lieben Gott müssen wir willig gehorchen.“ Sie wickelte das Lämmchen in ihre Schürze und wanderte damit dem Eichhofe zu, obwohl es noch nicht ganz aufhörte zu regnen und die Sonne bereits unterging.

Als Christine auf dem Eichhofe ankam, stand die Bäuerin, mit ihrem kleinsten Kinde auf dem Arm, eben vor der Hausthüre, und die größern Kinder standen um sie her. Sie betrachteten andächtig den schönen Regenbogen, der jetzt nach dem Gewitter in der ganzen Pracht seiner sieben Farben im schwarzgrauen Gewölke zu sehen war. „Seht den Regenbogen an,“ sprach die Mutter zu den Kindern, indem sie mit ausgestrecktem Arme darauf hinzeigte, „und preiset denjenigen, der ihn gemacht hat. In dem flammenden Blitze und dem furchtbaren Donner zeigt uns Gott seine große Macht und Herrlichkeit; in den schönen Farben des Regenbogens aber seine Güte und Freundlichkeit.“

Christine ergötzte sich bald an den lieblichen Farben des Regenbogens, bald an den lächelnden Gesichtchen der Kinder und schwieg, bis der Regenbogen verschwunden war. Nun nahm sie das Lämmchen aus ihrer Schürze hervor, stellte es auf die Füße und erzählte, wie sie es gefunden habe.

„Das ist ja recht schön und brav,“ sagte die Bäuerin freundlich, „daß du noch so spät am Abend und noch dazu im Regen da heraufgehst! Du bist ein sehr gutes, grundehrliches Mädchen.“

„Ja wahrhaftig, das ist sie!“ sprach der Bauer, der jetzt auch zur Hausthüre herauskam. „So ehrlich und rechtschaffen, wie dieses arme Mädchen, müßt ihr auch sein und bleiben, meine Kinder! Besser ist's, nicht einmal ein einziges Schäflein im Vermögen haben, und ehrlich und redlich sein, als hundert Schafe besitzen, und dabei ehrlos und unredlich sein. Die Ehrlichkeit, mit der das arme Kind hier das Lamm zurückgab, ist ein Schatz im Herzen, der reicher macht, als eine ganze Schafherde — und diesen Schatz kann uns kein Wolf und kein Feind rauben.“

Franz, der Knabe des Bauers, lief jetzt zum Schafstalle hin und führte das alte Schaf heraus. Wie da das Junge darauf zusprang und sich freute! Christine sah das so mit an und sagte: „Schon um dieser Freude willen, die das arme Tierchen jetzt hat, reut es mich nicht, daß ich es zurückgab, so lieb es mir auch war, und so gern ich es behalten hätte.“

„Weißt du was?“ sprach der Bauer, „da du so ehrlich bist und an dem Tierchen eine so große Freude hast, so will ich es dir schenken. Jetzt würde es dir aber nichts helfen. Es kann noch nicht ohne Milch leben und würde elend umkommen. Allein in vierzehn Tagen wird es stark genug sein, sich von Gras und Kräutern zu ernähren, und dann soll mein Franz es dir bringen.“

„Gib aber dann wohl darauf acht!“ sagte die Bäuerin. „Es aufzuziehen, kostet dich übrigens wenig Mühe und keinen Heller Geld. Während du Erdbeeren sammelst oder

strickest Kaunst du es leicht hüten, und so viel Gras kannst du, ohne es von einer Wiese zu nehmen, auch leicht sammeln, und zu Heu auftrocknen, als das Lamm für den Winter nötig hat. Wenn es einst groß ist, wird die Milch dir und deiner Mutter in eurer kleinen Haushaltung wohl bekommen, und die Wolle gibt euch jährlich ein Paar Strümpfe."

„Und wenn ihr glücklich damit seid," sprach der kleine Bauernknabe, „so könnt ihr wohl noch gar eine ganze Schafherde bekommen!"

Christine mußte nun noch bei dem Abendessen bleiben und ließ sich Milch und Butterbrot recht wohl schmecken. Die gute Bäuerin gab ihr überdies noch ein schönes Stück goldgelbe Butter, das sie in grüne Rebenblätter einmachte, und ein Dutzend Eier mit nach Hause. „Bring das deiner Mutter," sagte sie, indem sie ihr die Eier vorsichtig in die Schürze that; „ich lasse sie freundlich grüßen, und Gott wollte sie bald gesund werden lassen!"

Christine eilte voll Freude durch das blumige Thälchen ihrer Hütte zu. Der Himmel hatte sich indes aufgehellt, und der Abendstern und ein zartes Streifchen des Mondes, der heute das erste Mal wieder sichtbar war, glänzten freundlich in das Thal. Alle Blumen und Kräuter tröpfelten noch vom Regen und dufteten von Wohlgeruch. Es war Christine unbeschreiblich wohl um das Herz. „Nach einem Gewitter," dachte sie, „sind Himmel und Erde zwar immer schöner; allein so schön und freundlich, wie diesen Abend, sind sie mir noch nie vorgekommen."

Sie erzählte dieses, als sie nach Hause kam, ihrer Mutter. „Siehst du," sprach die Mutter, „das ist's eben, was ich dir immer sage. Es ist die Freude des guten Gewissens. Wenn wir recht thun, so erfüllt süßer Friede unser Herz. Gott gibt uns durch das Gewissen zu erkennen, daß er mit uns zufrieden sei. O Christine, gib daher der Stimme deines Gewissens immer Gehör, und thu' nie etwas anderes, als was vor Gott recht und gut ist. Du weißt wohl, wir sind arm und haben wenig in der Welt. Aber laß uns nur ein gutes Gewissen bewahren, so sind wir reich genug, und es fehlt uns nie an Freude, ja die edelste und süßeste aller Freuden ist dann unser."

Christine zählte nun alle Tage, bis sie ihr Lämmchen bekommen würde. Sie hätte auch an jedem Tage in den Kalender gesehen, wenn sie einen im Hause gehabt hätte. Nun sah sie aber alle Abende nach dem Monde, und ging dann vergnügt zu Bette. „Denn," sagte sie, „wenn er voll ist, bekomme ich mein Lämmchen."

Endlich ward es Vollmond, und der Mond nahm wieder merklich ab; allein das Lämmchen wollte nicht kommen. Christine wartete — und wartete — und hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben. „Ich werde von meinem Schäflein wohl nichts mehr sehen!" sagte sie eines Abends, als sie eben traurig neben dem Bette ihrer Mutter saß. „Habe Geduld," sagte die Mutter; „Geduld bringt Rosen." Und sieh! da ging auf einmal die Stubenthüre auf, und der muntere Bauernknabe trat mit dem Lamme und einem

Korb voll frischen, grünen Futters herein. Christine sprang vor Freude auf, kniete zu dem Lämmchen hin, streichelte es freundlich und sagte: „O wie groß und schön ist es indes geworden! Ich kenne es fast nicht mehr! Und wie die Wolle so schön weiß und zart geringelt ist! O jetzt ist meine Freude erst vollkommen.“

„Ich wollte dir das Lämmlein schon vor einigen Tagen bringen,“ sagte der Knabe. „Allein mein Vater sagte: Laß es noch eine Zeit da. Es gedeiht dann besser, und wird noch größer und stärker.“

„Du und deine Eltern sind doch recht gut!“ sprach Christine. „Wenn ich nur nicht so arm wäre und dir auch etwas schenken könnte! Allein von der ersten Wolle, die ich von dem Schäflein bekomme, stricke ich dir ein schönes Paar Strümpfe. Du sollst gewiß sehen, daß ich die Wahrheit rede.“

Der Knabe ging, und Christine führte das Lamm in den kleinen Stall, der sich im Hause befand, und streute ihm Futter vor. Das Lamm gewöhnte sich bald an sie und wurde so zahm, daß es das Brot aus ihrer Hand aß, aus ihrem Schälchen Milch trank und ihr wie ein Hündchen nachlief. Christine durfte nur rufen, so kam das Lamm sogleich dahergesprungen. Wenn nun die Mutter es so mit ansah, was für eine große Freude Christine mit dem Lämmchen hatte, da sagte die Mutter öfter: „Nicht wahr, jetzt reut es dich doch nicht, daß du meinen

Rat befolgt und das Lämmchen zurückgegeben hast?" „O Mutter!" antwortete Christine, „wie mein Lämmlein mir auf den Ruf folgt, so folgsam will ich auch immer gegen dich sein! Denn ich weiß es ja, du liebst mich unendlich mehr, als ich mein Lämmchen."

Zweites Kapitel.

Frau von Waldheim und ihre Tochter Emilie.

Das Dörflein, in dem Christine lebte, lag unten an einem waldigen Berge. Oben aus den Eichen des Berges ragte ein altes Schloß mit einem großen Turme hervor. Hier wohnte seit einigen Wochen die Frau von Waldheim. Das Schloß hatte ehemals ihr gehört; allein nach dem Tode ihres Gemahls war es ihr bloß zu ihrem Wittwensitze angewiesen worden. Sie hatte sich hier, weil das Schloß etwas baufällig war, einige Zimmer neu eingerichtet, die eine sehr schöne Aussicht hatten, und lebte nun da in ländlicher Einsamkeit ganz der Erziehung ihrer einzigen Tochter Emilie, eines sehr liebenswürdigen Fräuleins von Christinens Alter.

Christine kam, so lange es Erdbeeren gab, beinahe täglich in das Schloß. Fräulein Emilie kaufte die Beeren von niemand lieber als von ihr, und nannte sie nur ihr artiges Erdbeermädchen. Denn die Beeren, die Christine pflückte, waren alle vollkommen reif und rot wie Scharlach; die Schale, in der sie die Beeren brachte, war wiewohl nur von

geringem Porzellan, weiß und rein wie Schnee; und die Reinlichkeit ihrer Hände und ihres ganzen Anzuges schickte sich genau zu dem reinlichen Geschirre.

Allein schon seit acht Tagen kam Christine nicht mehr. Emilie, der die Erdbeeren lieber als alles Zuckerwerk waren, beklagte sich öfter, das ihr Erdbeermädchen so lange ausbleibe. Eines Morgens kam endlich Christine wieder in das Schloß. Die Köchin ging in das Zimmer der Herrschaft, sie zu melden, und Christine blieb indessen draußen stehen. Emilie kam sogleich heraus und sagte: „Warum ließest du mich denn so lange ohne Erdbeeren? Das ist nicht schön! Du weißt ja, daß ich immer nur von dir kaufte. Wenn du so wenig Aufmerksamkeit für mich hast, so wirst du meine Kundschaft verlieren."

Christinens Augen füllten sich mit Thränen. „Ach, gnädiges Fräulein!" sagte sie, „meine Mutter ist schon den ganzen Frühling krank. Diese Woche aber war es so schlimm mit ihr, daß ich mir sie nicht eine Stunde zu verlassen getraute. Nur gestern abends wurde sie ein wenig besser, und da eilte ich heute sogleich mit Anbruch des Tages in den Wald, um wieder einmal einige Pfennige für sie zu verdienen."

Emilie sprach: „Warum hast du mir aber nicht schon längst von der Krankheit deiner Mutter gesagt? Meine Mutter ist nicht hart gegen die Armen. Sie hätte es euch in dieser Noth gewiß nicht an Unterstützung fehlen lassen."

„O gnädiges Fräulein," sagte Christine, „ich weiß wohl, das Sie und die gnädige Frau Mutter gegen die Armen sehr gütig sind. Allein meine Mutter sagt: So lange man sein Brot selbst erwerben kann, muß man andern nicht zur Last fallen. Es gibt viele Arme, die gar nichts mehr arbeiten können. Es wäre Sünde, diesen das Brot abzustehlen."

Diese Worte gefielen Emilien sehr wohl. „Warte hier ein wenig!" sagte sie freundlich, und eilte in das Zimmer, mit ihrer Mutter zu reden. Ihre Mutter, die Frau von Waldheim, wollte Christine sehen. Emilie führte sie herein — und Christine erstaunte nicht wenig über das prächtige Zimmer, die lieblich grünen, mit bunten Blumenkränzen bemalten Wände, den großen Spiegel mit goldenem Rahmen, die zierlichen Schränke und Tische von glänzend braunem Holze, das Kanapee und die Sessel mit grünen seidenen Ueberzügen und über den eingelegten, geglätteten Boden. In ihrem Leben hatte sie noch nichts dergleichen gesehen, und es wandelte sie bei dem Anblicke all dieser Pracht eine Art von Ehrfurcht an.

Die gnädige Frau aber, die eben an ihrer Stickrahme saß, ward innig gerührt, als sie das arme schüchterne Kind, das noch Thränen in den blauen Augen hatte, in seinem dürftigen, aber reinlichen Kleidchen von weiß und roth gestreifter Leinwand, mit seinem gelben Strohhütchen, und mit der reinlichen Schale voll Erdbeeren in der zitternden Hand so bei der Thüre stehen sah.

„Komm doch näher zu mir her," sagte sie freundlich. „Du darfst dich nicht fürchten." Indem Christine näher trat, erblickte sie ihr Bild im Spiegel. Sie hatte noch nie einen großen Spiegel gesehen; der ihrige zu Hause war nicht größer, als ein Taschenkalender. Sie glaubte im ersten Augenblicke, noch ein anderes Erdbeermädchen, das ihr die Kundschaft streitig machen wolle, gehe auf sie zu. Sie blieb verwundert stehen. Am meisten aber erstaunte sie darüber, daß dieses Mädchen gerade so wie sie gekleidet sei, eben ein solches Strohhütchen, mit Erdbeerblüten geziert, aufhabe, und eben eine solche Schale mit Erdbeeren in der Hand halte. Indes merkte sie bald, daß sie sich geirrt habe, und wurde über und über roth.

Frau von Waldheim lächelte über den unschuldigen Irrthum des armen Kindes und erkundigte sich auf das liebreichste nach den Umständen der kranken Mutter. Christine bekam wieder Muth und gab auf jede Frage eine verständige Antwort. Als sie aber von der Armuth und den vielen Leiden und Schmerzen ihrer lieben Mutter erzählte, konnte sie vor Betrübnis fast nicht mehr reden. Sie schluchzte und reichliche Thränen flossen über ihre Wangen.

„Weine nicht so, liebes Kind," sagte die Frau; „ich werde für deine Mutter sorgen. Du muß mir jetzt nur noch sagen, wo ihr wohnet." „In der letzen Hütte des Dorfes," antwortete Christine. „Sie können aus dem Fenster hier das Strohdach dort zwischen den Bäumen sehen." „Nun wohl," sprach Frau von Waldheim, „das kleine Haus mit

den weißen Mauern und dem gelben Dache nimmt sich zwischen den dunkelgrünen Bäumen sehr artig aus. Da wohnt also deine Mutter! Und wie heißt sie denn?" „Sie heißt Rosalie West," sagte Christine; „in dem Dorfe heißt man sie aber gewöhnlich nur die arme Rosalie."

Die Frau bezahlte hierauf die Erdbeeren dreifach und befahl, die Porzellanschale, in der Christine die Beeren gebracht hatte, mit der besten Fleischsuppe für die kranke Mutter zu füllen.

„Das ist ja ein überaus liebes, gutes Kind!" sagte Frau von Waldheim zu Emilie, als Christine fort war. „Ich will nicht einmal etwas davon sagen, daß sie bei all ihrer Armuth schon in ihrem Aeußerlichen ein Muster der Reinlichkeit und Ordnung ist. Allein ihre Liebe zu ihrer Mutter geht über alles. Ein solches Herz voll kindlicher Liebe ist mehr wert, als ein Diamantstern auf der Brust! O Emilie! wenn ich einmal — was zu seiner Zeit auch eintreffen wird! — so krank und elend da läge, wie Christinens Mutter würdest du wohl auch so zärtlich um mich besorgt sein, meiner so liebreich pflegen, und so vieles für mich thun?"

Emilie, der bei Christines Erzählung die Thränen schon immer in den Augen standen, fiel ihrer Mutter weinend um den Hals. „Das wolle Gott verhüten," sprach sie schluchzend, „daß Sie, liebste Mutter, krank und elend werden. Lieber wolle er mir eine Krankheit zuschicken. Aber wenn es denn doch sein müßte, und Sie krank werden sollten, —

o gewiß, gewiß ich würde nicht weniger für sie thun, als Christine für ihre Mutter thut."

„Gott segne dich, liebes Kind, für diese deine kindliche Liebe!" sprach die gerührte Mutter. „O bleibe doch immer so gesinnt, und du wirst auf Erden noch viele frohe Tage erleben. Denn glaube mir, jedem Kinde, das seine Eltern aufrichtig ehrt und liebt, läßt es Gott wohl ergehen. Und so wird, denke an mich, auch die arme Christine noch bessere Tage sehen!"

Christine war indes vergnügt und fröhlich nach Hause geeilt. Ihre Mutter ward über ihre Erzählung hoch erfreut, und die kräftige Fleischbrühe bekam der armen Frau, die seit langer Zeit nichts als Wassersuppe gegessen hatte, sehr wohl. „O liebe Christine," sagte sie, indem sie mitaufgehobenen Händen andächtig zum Himmel blickte, „so verläßt Gott die Seinen doch nie! Er hilft allemal noch zur rechten Zeit! — Laß uns fernerhin auf ihn vertrauen; allein dabei auch immer das unsrige treu und redlich thun. Denn sieh, liebe Christine, wenn du, aus kindlicher Liebe zu mir, nicht so fleißig Erdbeeren gesammelt und meine Ermahnungen zur Reinlichkeit und Ordnung nicht befolgt hättest, so hätten wir das Glück wohl nicht gehabt, daß die gnädige Frau und das liebe Fräulein sich unsrer Armut so liebreich annehmen wollen. Sieh, nicht das geringste Gute bleibt ohne gute Folgen; Gott bedient sich desselben, edle Herzen zu rühren, und durch sie uns aus der Noth zu erretten."

Drittes Kapitel

Die Schicksale der beiden Mütter.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Christine saß des Abends, nachdem sie ihre kleinen Hausgeschäfte besorgt und ihr Lämmchen gefüttert, neben dem Bette ihrer Mutter und las ihr aus einem Buche mit sanfter, lieblicher Stimme deutlich und langsam vor. Der Abend war sehr schön und die untergehende Sonne schien durch die Rebenblätter am Fenster glutroth in das kleine Stüblein. Da trat ganz unerwartet die Frau von Waldheim mit Emilie herein. „Je," rief Cristine und sprang auf, „die gnädige Frau und das Fräulein!" Die Kranke war von der Gnade dieses Besuches sehr gerührt.

Die Frau von Waldheim blickte vergnügt in dem engen Stübchen umher. Die Wände waren schneeweiß, die wenigen Schüsseln und Teller auf dem Rahmen an der Wand hell und glänzend, der Tisch, die Bank, die paar Stühle und der Stubenboden rein gefegt. Auch die Bettüberzüge und die Kleidung der kranken Frau waren, so ärmlich sie auch aussahen, äußerst reinlich. Die Frau von Waldheim setzte sich

auf den Stuhl, von dem Christine aufgestanden war. Mit Wohlgefallen vernahm sie, daß Christine alles so in Ordnung halte. Sie blätterte in dem Buche, lobte das Buch und Christinens gutes, vernehmliches Lesen, das sie noch gehört hatte. Sie bemerkte auf dem Kasten an der Wand ein paar Strickkörbchen, durchsuchte sie, und war mit den Arbeiten der Mutter sowohl als der Tochter sehr zufrieden.

„Ihr seid sicher nicht aus dem Dorfe dahier," sagte Frau von Waldheim. „Denn Ihr habt das Stricken und Eure Tochter hat das Lesen nicht dahier gelernt. Ihr müßt wohl durch besondere Schicksale hierher gekommen sein?"

„Ja wohl hatte ich besondere und sehr harte Schicksale!" sagte die Kranke und fing an zu erzählen. „Mein Mann," sprach sie, „war Leibjäger in den Diensten einer Herrschaft jenseits des Rheins. Wir waren kaum zwei Jahre verheirathet und hatten diese Zeit ungemein glücklich und vergnügt gelebt — da brach der französische Krieg aus. Unsere Herrschaft flüchtete sich über den Rhein und konnte uns nicht mitnehmen. Mein Mann trat auf ihr Anraten bei einem Jägerchor in Dienste. Mir wurde es nicht gestattet, ihm mit meiner Tochter, die damals noch so klein war, daß sie den Namen Vater noch nicht aussprechen konnte, zu folgen. Unter tausend Thränen nahmen wir Abschied. Ach, es war das letzte Mal, daß ich ihn sah! Er schrieb mir zwar von Zeit zu Zeit, daß er gesund sei. Allein plötzlich vernahm ich, er sei schwer verwundet, und bald darauf erhielt ich die Nachricht, er sei an seinen Wunden gestorben. Mein Jam-

mer war unbeschreiblich! Ach, er war ein guter Mann, ehrlich und redlich! Ich weiß zwar sein Grab nicht; allein seine Gebeine ruhen gewiß in Frieden! — Ich geriet nun mit meiner Tochter bald in sehr großes Elend. Ich hatte mich nach Hause zu meinen Eltern begeben. Allein auch diese Gegenden wurden nunmehr von dem Kriege schrecklich heimgesucht. Meine Eltern verloren all das Ihrige und starben bald darauf an einer ansteckenden Krankheit, die der Krieg verbreitet hatte. Ich war genötigt, auszuwandern. Meine Habseligkeiten waren klein beisammen. Ich hatte fast nichts, als diese zwei Hände. Ich irrte weit umher. Endlich kam ich in dieses Dorf. Diese Hütte stand eben leer. Die wackern Bauersleute, zu deren Bauernhofe sie gehört, gestatteten mir, hinein zu ziehen, unter der Bedingung, daß ich ihre zwei kleinen Mädchen im Nähen und Stricken unterrichte, was ich denn auch sehr gerne that! Ich habe allerdings viel gelitten; allein Gott hat doch immer treulich für mich gesorgt und mir immer und überall durchgeholfen, bis auf diesen Augenblick, da er Sie, edle Wohlthäterin, unter dieses Strohdach fürte. Ihm sei Dank für alles — für Leiden und Freuden!"

Die Frau von Waldheim hörte sehr aufmerksam zu, und die hellen Thränen glänzten ihr in den Augen. „Ach," sagte sie, „mein Schicksal gleicht sehr dem Eurigen, nur ist es noch viel trauriger! Ich habe nicht nur, wie Ihr, Eltern und Ehegemahl verloren, sondern überdies noch meinen einzigen Sohn. Mein Gemahl war Major eines Husaren-

regimentes. Sogleich in einer der ersten Schlachten, in der er sich sehr auszeichnete, die aber unglücklich ausfiel, ward er gefährlich verwundet. Ich eilte auf die Schreckensnachricht mit meinen zwei Kindern unverzüglich zu ihm. Allein mir ward nunmehr der traurige Trost, ihn noch einmal zu sehen. Er starb in meinen Armen. Wie mir zu Muthe war, könnt Ihr Euch denken, beschreiben kann ich es unmöglich. — Auf die unglückliche Schlacht folgte eine übereilte Flucht. Alle Straßen waren mit Flüchtlingen bedeckt. Ich ward unter dem Gewühl von Menschen mit fortgerissen, fast ohne zu wissen wohin. Meine zwei Kinder — ein lieblicher Knabe von kaum vier Jahren, und diese Tochter hier, die damals noch kein Jahr alt war, vermehrten noch meinen Jammer. Als ich mit ihnen an den Rhein kam und über die Brücke wollte, war das Gedränge von Soldaten zu Fuß und zu Pferde, von Kanonen, Pulverkarren, Wagen voll verwundeter Krieger, die alle hinüber wollten, so groß, daß ich mich der Brücke gar nicht nähern konnte. Indes war die Sonne untergegangen. In einer Entfernung wurde noch gefochten, um den Uebergang über den Fluß zu decken. Allein der Donner der Kanonen rückte immer näher. Ach, es war der schrecklichste Abend meines Lebens! Einige der Flüchtlinge bemächtigten sich weiter hinab an dem Flusse eines Schiffes, um das andere Ufer zu erreichen. Aus Mitleid nahmen sie mich und meine Kinder in das Schiff auf. Allein das Schiff war so mit Menschen überladen und sie waren des Fahrens so unkundig, daß es umschlug.

Ein Offizier am andern Ufer hatte unsere Gefahr bemerkt und uns zwei Soldaten mit einem kleinen Schifflein, dem einzigen, das eben vorhanden war, zu Hilfe geschickt. Es kam eben an, als das unsrige gesunken war. Ich und meine Tochter, die ich fest in den Armen hielt, wurden mit genauer Noth aus den Fluten gerettet und halb todt an das Land gebracht. Allein mein Sohn war untergegangen und von ihm ward nichts mehr gesehen!"

Frau von Waldheim konnte hier vor Weinen nicht mehr reden und verbarg ihr Gesicht in ihr weißes Tuch. Ueber eine Weile sprach sie weiter: „Ich und meine Tochter wären vor Frost und Nässe wohl auch noch umgekommen, wenn nicht eine mitleidige Herrschaft, die eben vorbeikam und sich auch auf der Flucht befand, uns in ihren Reisewagen aufgenommen hätte. Allein die Angst und der Schrecken beim Schiffbruche, die beständige Traurigkeit über den Tod meines Gemahls und meines Sohnes und die Beschwerlichkeiten auf der Flucht zogen mir eine Krankheit zu. Als ich wieder hergestellt war, dachte ich erst an eine andere nachteilige Folge dieses zweifachen Todesfalles. Weil mein Gemahl ohne einen männlichen Erben gestorben war, so fielen Güter dem Landesherrn anheim. Unser Schloß dahier wurde zu einem Spitale für kranke und verwundete Krieger eingerichtet. Ich mußte, was ich jedoch nur den unruhigen Zeiten zuschreiben kann, lange ohne Wittwengehalt leben! Da ich keine eigene Wohnung mehr hatte, mußte ich in der Stadt einen sehr hohen Hauszins bezahlen, und zuletzt

wirklich Mangel leiden. Endlich ward mir ein anständiger Gehalt ausgeworfen, der Betrag für die verflossenen Jahre ausbezahlt und mir ein Teil des Schlosses dahier, das ehemals unser Eigenthum war, zum Aufenthalte angewiesen. Allein der Verlust meines Gemahls und meines Sohnes bleiben mir doch unersetzlich: So groß indes auch dieser Verlust ist, so ist doch ein schöner Gewinn dabei, daß meine Leiden mich Gott mehr kennen lehrten und mich gefühlvoller für die Leiden meiner Mitmenschen machten. Und dann — was können wir uns auf Erden Besseres wünschen, als unser ordentliches Auskommen und ein ruhiges Plätzchen zu haben, wo wir im Frieden leben, Gott dienen und unsern Mitmenschen Gutes thun können — in der seligen Hoffnung, unsere verklärthen Geliebten in einer bessern Welt wieder zu sehen!"

Indes war es spät geworden. Die Frau von Waldheim sah auf ihre Uhr und stand auf. „Bedient Ihr Euch auch der Hilfe eines Arztes?" fragte sie noch. „Ach nein!" sagte die Kranke. „Einen ordentlichen Arzt vermag ich nicht, und mich eines Pfuschers zu bedienen, trage ich Bedenken." „Ihr habt recht!" sagte die Frau. „Besser gar keine Hilfe, als eine solche." Sie versprach, der Kranken ihren eigenen Arzt zu schicken, und tröstete sie mit der Hoffnung, unter Gottes Beistand werde es dann bald besser werden. Hierauf befahl sie, Christine solle alle Tage in dem Schlosse für ihre Mutter das Essen holen, wünschte beiden freundlich gute Nacht und kehrte mit Emilie wieder zurück in das Schloß.

Viertes Kapitel.

Unterhaltungen der beiden Töchter.

Nach vierzehn Tagen besuchten Frau von Waldheim und Emilie die kranke Rosalie wieder. Es hatte sich mit dieser indessen sehr gebessert. Die trefflichen Arzneien und die angemessenen Speisen hatten ihr überaus gut angeschlagen. Sie war bereits auf, saß an der Tischecke auf der Bank und strickte. Solbald sie die gnädige Frau erblickte, stand sie auf, eilte ihr entgegen, und Thränen der Rührung und Dankbarkeit flossen ihr über die blassen Wangen. Sie konnte keine Worte finden, ihren Dank auszudrücken. Frau von Waldheim setzte sich an die andere Ecke des Tisches. Sie hatte ihr Arbeitskörbchen mitgebracht und nahm ihr Gestrick hervor. Emilie erlaubte sie, mit Christine indessen in den Baumgarten zu gehen, der sich von der Hütte bis an den Bach erstreckte, und den guten Bauernleuten gehörte, von denen Rosalie so liebreich aufgenommen worden.

Während nun die zwei Mütter sich über ihre Schicksale miteinander unterredeten, unterhielten sich die zwei Töchter in dem Garten. Christine führte ihr zahmes Lämmchen

dem Fräulein vor. Emilie hatte über das artige Tierchen eine ungemeine Freude. Da sie in einer großen Stadt erzogen worden, kannte sie die Schafe beinahe nur aus ihrem Bilderbuche. Noch nie hatte sie ein Lamm in der Nähe gesehen. Das Lamm ließ sich von Emilie streicheln, fraß die zarten, grünen Blättchen, die Emilie ihm vorhielt, ihr aus der Hand, und lief ihr sogleich nach, als wollte es noch mehr. Emilie war ganz entzückt. Auch ein solches Lämmchen zu haben, war ihr herzlichster Wunsch. Allein sie war zu bescheiden, es sich merken zu lassen. „Nein," dachte sie, „um alles in der Welt möchte ich die arme Christine nicht um ihre einzige Freude bringen!"

Nachdem Frau von Waldheim und Emilie fort waren, erzählte Christine ihrer Mutter, welche große Freude das Fräulein an dem Lämmchen gehabt habe. Da sprach die Mutter: „Höre einmal, Christine! Emilie und ihre Mutter haben viel Güte für uns gehabt. Ohne sie läge ich vielleicht in dem Grabe, und du hättest keine Mutter mehr. Es ist billig, daß wir uns so dankbar bezeigen, als möglich. Du könntest Emilie wohl auch eine große Freude machen — aber ich fürchte, es kommt dir zu schwer an. Allein an deiner Stelle wüßte ich wohl, was ich thun würde!"

„Ihr mein Lämmchen schenken!" fiel Christine ihrer Mutter schnell ins Wort. „Ja, das will ich!" rief sie. „Morgen in aller Frühe soll sie es haben. Emiliens Mutter hat mir das Liebste erhalten, was ich in der Welt habe — dich, liebste Mutter! Warum sollte ich mein Lämmchen, so

lieb es mir auch ist, nicht mit Freuden Emilie schenken!"

„Nun, das freut mich," sprach die Mutter, „daß du ein dankbares Herz hast. Das ist mehr werth, als wenn man dir das Lamm mit Gold aufwägen würde."

Die Mutter erinnerte sich, daß sie unter ihren Sachen noch ein kleines Streifchen rothen Atlas und einige vergoldete Flittern habe. Sie suchte sie unverzüglich hervor und setzte sich sogleich hin, aus dem Atlasse für das Lämmchen ein Halsband zu machen, und mit den Flittern Emiliens Namen hineinzusticken. Emilie hatte Christine ein feines, weißes Halstuch geschenkt. In der Ecke desselben waren die Anfangsbuchstaben Emiliens Namen zierlich mit blauer Seide eingenäht. Diese Buchstaben dienten der Mutter zum Muster. Sie war gesonnen, so lange aufzubleiben, bis sie mit dieser Arbeit fertig wäre. Christine leistete ihr treulich Gesellschaft, fädelte ihr jedesmal die Nadel ein, und suchte die schönsten und tauglichsten Flitter heraus und bot sie ihr hin. Endlich gegen Mitternacht war die Stickerei vollendet, und Christine war über das schöne gelungene Werk so erfreut, daß sie vor Freude fast nicht schlafen konnte.

Sobald am andern Tage die Morgenröthe anbrach, eilte das gute Mädchen mit dem Lamme dem Bach zu, und wendete ihr letztes Stückchen Seife daran, das nette Tierchen so rein zu waschen als möglich. Und sieh' da! es ward fast so weiß, wie neugefallener Schnee. Die Mutter legte nun dem Lämmchen das Halsbändchen an. Der hochrothe Atlas mit dem goldenen Buchstaben und der goldenen Ein-

fassung nahm sich zwischen dem reinen weißen Gekräusel der Wolle ganz unvergleichlich schön aus. Christine und ihre Mutter betrachteten das Lämmchen mit Entzücken und konnten kaum aufhören, es zu loben.

Christine führte nun das Lämmchen in das Schloß. Sie ging zuerst in die Küche zur alten Köchin, die sich immer besonders liebreich gegen Christine bezeigt hatte, und redete mit ihr, wie sie ihr Geschenk am schicklichsten anbringen könne. Die Köchin hatte an dem schön geschmückten Lamme ein großes Wohlgefallen und lobte Christinens Einfall sehr. Sie nahm das Lämmchen, ging zu dem Zimmer der Herrschaft und öffnete leise die Thüre. Die gnädige Frau saß am offenen Fenster und stickte. Emilie las ihr aus einem Buche vor. Beide waren so emsig, daß sie nicht aufblickten. Da schob die Köchin das Lämmchen geschwind zur Thüre hinein, machte die Thüre ebenso leise wieder zu und eilte zurück in die Küche.

Frau von Waldheim und Emilie hatten von allem nichts gemerkt. Das Lämmchen blieb an der Thüre stehen, schaute eine Weile umher und fing dann laut an zu blöcken. Emilie blickte auf und rief: „Je, das Lämmchen!" Sie nahm von dem Seitentischchen ein wenig Brot, das von dem Frühstücke übrig geblieben war, und hielt es dem Lämmchen hin, und das arme Tierchen, das den Morgen noch kein Futter bekommen hatte, lief sogleich auf sie zu und fraß es ihr aus der Hand. Emilie hatte eine unbeschreibliche Freude. Das Lämmchen kam ihr ohne Vergleich schöner vor als gestern,

und als sie erst die goldenen Anfangsbuchstaben ihres Namens bemerkte und daraus ersah, das Lämmchen sei zum Geschenke für sie bestimmt, da war ihre Freude noch größer.

„O wie gut ist doch Christine," sagte sie, „daß sie mir ihr liebstes gibt! Ich getraue mir kaum, es anzunehmen. Was meinen Sie, liebste Mutter, daß ich thun soll?"

„Du mußt es annehmen," sagte die Mutter, „sonst würdest du das gute Kind betrüben. Ich werde Christine auf eine andere Art entschädigen."

Emilie eilte nun in die Küche, ihr gutes Erdbeermädchen zu rufen. Christine hatte sogleich fortgewollt; allein die Köchin hatte sie aufgehalten. Es kostete Emilie viel Mühe, das bescheidene Mädchen herein zu nötigen in das Zimmer.

Die Frau von Waldheim hatte indessen aus ihrem Schreibkasten ein Goldstück hervor gesucht, auf dem ein Lamm abegebildet war. „Du hast ein sehr dankbares Herz, mein liebes Kind!" sagte sie, als das erröthende Mädchen an Emiliens Hand in das Zimmer trat. „Du hast meiner Tochter ein Geschenk gemacht, das ihr wohl nicht für Gold feil wäre. Nimm hier als eine kleine Gegenerkenntlichkeit dieses goldene Lämmchen."

Die gute Christine war von dieser feinen Art zu geben so gerührt, daß es ihr sehr schwer ankam, das Geschenk zurück zu weisen. Allein noch mehr würde es sie geschmerzt und gekränkt haben, sich ihr dankbares Gemüth bezahlen zu lassen. Sie kam in große Verlegenheit und Thränen traten ihr in die Augen. „O nein, nein, gnädige Frau," sagte sie, „ich kann das Gold wahrhaftig nicht nehmen. Es würde

mir meine ganze Freude verderben. Nichts, als die reinste, herzlichste Dankbarkeit bewog mich, Fräulein Emilie mein Lämmchen als ein armes, geringes Geschenk darzubringen, und es ist mir unmöglich, mich dafür so überreichlich belohnen zu lassen." Sie blieb unbeachtet alles Zuredens darauf, nichts zu nehmen.

Diese Uneigennützigkeit an einem so armen Mädchen gefiel der Frau von Waldheim noch mehr, als das über brachte ländliche Geschenk. „Nun," sagte sie, „so will ich dich auf eine andere Art zu belohnen suchen, die deiner Denkart angemessener ist. Wegen deines edlen Herzens sollst du von nun an die Gespielin meiner Emilie sein. In deiner Gesellschaft läuft sie keine Gefahr, niedrige Gesinnungen anzunehmen. Komm fürs erste nur allzeit nach Tische hieher. Da will ich euch mit einander Arbeit geben, und dann wollen wir schon sehen, was noch weiter zu thun ist."

Als Christine nach Hause kam und erzählte, wie es gegangen sei, war ihre Mutter mit ihrem Betragen sehr zufrieden. „Siehst du nun," sprach sie, „es ist so, wie ich dir schon öfter gesagt habe. Das ärmste Kind, wenn es sich nur bestrebt, von Herzen gut zu sein, findet am Ende doch Menschen, die es um seiner Güte willen mehr schätzen, als wäre es mit Gold und Perlen behängt. Das reichste und schönste Mädchen hingegen — wenn es sonst nichts weiter ist. — wird der gerechten Verachtung am Ende doch nie entgehen, und das Glück, von guten Menschen aufrichtig geliebt und geehrt zu sein, wird ihm nie zu teil werden. Gutsein, Gutsein, ist das einzige, was uns wahrhaft froh, reich und geehrt macht."

Fünftes Kapitel.

Ein Fremder tritt auf.

An dem goldgestickten Halsbändchen, mit dem das Lämmchen geschmückt war, hatte die Frau von Waldheim entdeckt, daß Rosalie eine sehr geschickte Stickerin sei. Rosalie hatte aber diese Kunst, weil dergleichen Arbeiten in dem Dorfe nicht geschätzt wurden, lange nicht mehr geübt, und sich bloß auf das Stricken und Nähen verlegt. Frau von Waldheim gab ihr nun manches zu verdienen und verschaffte ihr auch von anderwärts her Bestellungen. Die arme Rosalie fand auf diese Art nicht nur hinreichendes Auskommen, sondern überdies noch öftern Zutritt in das Schloß.

Frau von Waldheim hatte anfangs sich Rosaliens nur aus Mitleid angenommen; allein, so wie sie dieselbe näher kennen lernte, verwandelte sich dieses Mitleid nach und nach in Hochachtung. Sie fand an dem Umgange mit der guten, verständigen Frau immer mehr Vergnügen. Man wunderte sich, daß eine adelige Dame, die Gemahlin eines Stabsoffiziers, mit einer armen Soldatenwittwe Freundschaft mache. Allein Frau von Waldheim sagte lächelnd:

„Nun, Ihr werdet doch nicht behaupten, mein seliger Mann, der tapfere Major, sei kein Soldat gewesen? Doch im Ernste! Eben dieses, daß auch ihr Mann zum Militär gehörte, und wie der meinige den Tod für das Vaterland starb, diente ihr bei mir zur Empfehlung. Die Aehnlichkeit unserer Schicksale vermehrte meine Zuneigung zu ihr. Sie ist Wittwe wie ich, mußte vieles leiden wie ich, hat wie ich nur eine einzige Tochter. Unsere Töchter sind von gleichem Alter, und lieben einander herzlich — und wenn meine Emilie so gut und edel ist als Christine, und Emiliens Mutter so gut und edel als Christinens Mutter, so will ich es gern zufrieden sein. Die äußerlichen Verhältnisse weisen dem Menschen allerdings seinen Rang in der menschlichen Gesellschaft an; allein nur ein wahrhaft gutes, edles Herz macht den wahren Wert des Menschen aus. Diese arme Soldatenwittwe ist so bescheiden, so sanft, so rechtschaffen, so durch Leiden bewährt, so von Herzen fromm, und dabei so vernünftig und gebildet, daß ich dadurch mich geehrt fühle, sie meine Freundin zu nennen."

Frau von Waldheim zeichnete auch ihre arme Freundin immer mehr aus. Sie kam jeden Sonntag von dem Schlosse in das Dorf herab zur Kirche, und da ging sie nach dem Gottesdienste nie an Rosaliens armer Wohnung vorüber, ohne wenigstens auf einige Augenblicke einzukehren. Sie trug Christine, die täglich in das Schloß kam, öfter auf, ihre Mutter mitzubringen, und bald mußten beide alle Tage nach Tische in das Schloß kommen. Die Frau von

Waldheim und das Fräulein, Rosalie und Christine saßen dann zusammen an einem Arbeitstische, und beschäftigten sich einige Stunden sehr emsig mit allerlei schönen Arbeiten. Rosalie mußte hierauf mit der gnädigen Frau Thee trinken, und Christine mit Emilie ein Butterbrot essen. Auf den Abend machten sie gewöhnlich alle zusammen noch einen kleinen Spaziergang.

Einmal an einem schönen Sommerabende gingen sie nun mit einander in den Eichenwald, der sich am Abhange des Schloßberges herumzog. Mehrere schattige Gänge, die mit reinlichem Kiese bestreut waren, führten durch den Wald und hie und da war eine bequeme Bank angebracht. Der Tag war sehr heiß gewesen, und noch war es ziemlich schwül. Die Frau von Waldheim setzte sich daher mit ihrer Begleiterin auf eine steinerne Bank, die in einen Felsen des Berges eingehauen und von ein paar Eichen beschattet war. Das Plätzchen war wegen der herrlichen Aussicht, die man hier genoß, ihr Lieblingsplätzchen.

Emilie und Christine gingen noch eine Strecke weiter, und jede trug ein niedliches Körbchen am Arme. Es war gerade die Zeit der Himbeeren, und Emilie hätte deren schon lange selbst gerne im Walde gepflückt. Christine führte sie zu einer ausgehauenen Stelle des Waldes, die beinahe ganz mit Himbeersträuchen bedeckt war. Beide Mädchen pflückten nun sehr geschäftig und ließen sich die duftenden Beeren sehr wohl schmecken. Bald rief diese, bald jene, hier gäbe es noch schönere. Die allerschönsten sammelten sie aber in ihr Körbchen, um sie Emiliens Mutter zu bringen. Das

Lämmchen, das sie mitgenommen hatten, lief indessen auf dem offenen Platze herum, graste hier ein wenig, nagte dort an den Blättern der Gesträuche und hatte sich nach und nach ziemlich weit von ihnen entfernt.

Da bemerkte Emilie auf einmal einen fremden Jüngling, der das Lämmchen streichelte und das Halsband desselben sehr aufmerksam betrachte. Emilie und Christine eilten sogleich hin; denn sie fürchteten, er wolle das Halsband oder gar das Lämmchen mit sich fortnehmen. Der Jüngling blickte, als er sie kommen hörte, auf. Er war schön und blühend von Angesicht und hatte ein dunkelgrünes Sommerkleid an und einen runden Kastorhut auf. Er schien bis zu Thränen gerührt und blickte Emilie mit einer Art von Erstaunen und Verwunderung an. Endlich nahm er mit seiner Rechten ehrerbietig den Hut ab; in seiner Linken aber hielt er — was Emilie äußerst seltsam vorkam — einen goldenen Ring.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," sagte er, da er Emiliens Aengstlichkeit bemerkte, „ich wollte dem Lämmchen, das, wie ich sehe, Ihnen gehört, nichts zu leid thun. Es fielen mir nur die Buchstaben auf, die hier auf das Halsband gestickt sind. Sind das vielleicht die Anfangsbuchstaben Ihres Namens?"

„Ja," sagte Emilie befremdet, „das sind sie. Die drei goldenen Buchstaben auf dem rothen Atlasse hier heißen E. v. W. Ich aber heiße Emilie von Waldheim."

„Emilie! Emilie!" rief der Jüngling höchst erstaunt.

Emilie erschrack über seine Heftigkeit. Sie glaubte, er

sei nicht recht bei Sinnen, und es ward ihr unheimlich. „Komm, da ist nicht gut sein!“ sagte sie zu Christine, nahm sie bei der Hand und wollte mit ihr davon laufen. Der fremde Jüngling aber faßte sich wieder und sagte ganz ruhig: „Ich bitte Sie, bleiben Sie nur noch einen Augenblick! Ich habe da einen goldenen Ring, in dem die drei nämlichen Buchstaben eingegraben sind. Sehen Sie da E. v. W.! Deshalb betrachtete ich die Buchstaben da auf dem Halsbändchen so aufmerksam und verwundert. Es liegt mir äußerst viel daran, inne zu werden, woher dieser Ring sei. Allein,“ sagte er traurig bei, „Ihnen gehört der Ring zuverlässig nicht. Es stehet da, den Buchstaben gegenüber, noch die Jahreszahl 1786. Dieses vereitelt meine Hoffnung. Ach, damals waren Sie noch nicht geboren!“

Emilie sagte: „Meine Mutter hat eben den Namen wie ich; auch heißt Emilie von Waldheim.“

„Wie!“ rief der Jüngling aufs neue erschüttert. „Wäre es möglich! Ach vielleicht gehört der Ring Ihrer Mutter. Könnten Sie mich nicht zu ihr führen?“

„Mit Vergnügen,“ sagte Emilie. „Sie ist kaum ein paar Schritte von hier. Haben Sie nur die Güte, mir zu folgen.“ Sie gingen. Der Jüngling ließ Emilie die rechte Seite, und Christine mit dem Lämmchen begleitete sie.

Als sie zur Felsenbank kamen, blieb der Jüngling in einiger Entfernung schüchtern stehen und betrachtete die Frau von Waldheim einige Augenblicke stillschweigend. Sein Gesicht war wie vor Schrecken bleich, und die Hand, in der er den Ring hielt, zitterte. Indes ermannte er sich, trat näher,

verbeugte sich mit Anstand, erzählte kurz den sonderbaren Zufall mit dem Zusammentreffen der Buchstaben und überreichte ihr den Ring.

Die Frau von Waldheim nahm den Ring — erblickte die drei Buchstaben — that einen lauten Schrei und wäre umgesunken, wenn Rosalie sie nicht gehalten hätte.

„Gott im Himmel, was ist das?" rief sie, als sie sich von dem Schrecken ein wenig erholt hatte. „Das ist der Ehering meines seligen Gemahls! Sehen Sie, der Ring hier an meinem Finger, den mein Gemahl mir als Bräutigam gab und den ich noch immer zu seinem Andenken trage, ist genau auf die nämliche Art gearbeitet, nur etwas kleiner. O reden Sie, reden Sie doch, wie kamen Sie zu dem Ringe? Wer sind Sie? Wer sind Ihre Eltern?"

Der Jüngling ward noch bleicher und zitterte an allen Gliedern. „Mein Vater," sprach er, „ward im Kriege erschossen. Meine Mutter war eine schöne Frau, trug, als ich sie das letzte Mal sah, ein schwarzes Kleid und weinte immer sehr viel. Ich hatte noch ein kleines Schwesterchen, die Emilie hieß. Die Mutter fuhr mit uns zwei Kindern über den Rhein. Das Schiff ging unter. Ich ward als ein Kind von etwa vier Jahren aus dem Wasser gezogen. Von Mutter und Schwester hörte ich seit dieser Zeit nichts mehr. Den Ring fand man, nebst einigen andern Kleinigkeiten, in einem Päckchen, das Kleidungsstücke von mir enthielt und also für mein Eigentum erklärt wurde. Sonst weiß ich von meinen Eltern und meinem Vaterlande nichts zu sagen. Mein Name ist Karl."—

„O Karl!" rief jetzt Frau von Waldheim und fiel dem Jüngling um den Hals, „du bist mein Sohn! Wahrhaftig, du bist es! Du bist das Ebenbild deines Vaters!" — — „O Gott! O Gott! wie wunderbar bist du in deinen Fügungen!" rief sie dann wieder, indem sie mit aufgehobenen Armen weinend zum Himmel blickte. Und dann umfaßte sie wieder ihren Sohn und benetzte sein Angesicht mit Thränen. Der Jüngling war so außer sich, daß er keine anderen Worte hervorbringen konnte, als: „Mutter! Mutter! Gott! Gott! O du guter Gott!"

Emilie stand an Christine gelehnt — und zitterte und weinte. „Emilie!" rief endlich die Mutter, „Emilie, o sieh da deinen Bruder! Karl, Karl, sieh da deine Schwester! O grüßt euch doch auch!"

Karl schloß seine Schwester weinend in seine Arme und rief: „O meine liebe, liebe Schwester! O Gott welche Freude machst du mir — so unerwartet Mutter und Schwester zu finden! Und auch Emilie konnte vor Weinen kein Wort vorbringen, als: „Lieber, lieber Bruder!"

Alle drei aber waren so selig und hatten sich so viel zu fragen und zu sagen, daß sie die ganze Welt um sich her vergaßen. Die Sonne war untergegangen, und es wurde bereits dunkel, ohne daß sie darauf achteten. Rosalie erinnerte sie endlich, es sei Zeit, sich nach Hause zu begeben. Frau von Waldheim ging nun, an jedem Arm eines ihrer Kinder führend, auf das Schloß zu, und Rosalie und Christine folgten ihnen.

Sechstes Kapitel.

Karls Jugendgeschichte.

Die Frau von Waldheim veranstaltete nun in dem Schlosse eine kleine Familienmahlzeit. Emilie deckte den Tisch mit dem feinsten blendend weißen Tafeltuche, und zwei helle Wachskerzen auf silbernen Leuchtern spiegelten sich in dem glänzend reinen Tischgeräte. Karl mußte zwischen seiner Mutter und Schwester Platz nehmen, und Rosalie und Christine mußten auch mitspeisen. „Denn," sprach die Frau von Waldheim, „ohne Euch und Euer Lämmchen hätte ich ja meinen lieben Sohn Karl nicht gefunden!" Karl, der von der Reise hungrig geworden, ließ sich das Abendessen sehr wohl schmecken. Seine Mutter und Schwester aber konnten vor Freude fast nicht essen, und sahen ihn nur immer an. Sie fragten ihn bald dieses, bald jenes. Allein erst nach Tische baten sie ihn, seine Geschichte im Zusammenhange zu erzählen, was er denn auch sehr gerne that.

„Meine Kindheit und meine Jungendjahre," sprach er, „brachte ich, von dem Abende an, da ich aus dem Flusse gezogen wurde, beständig bei einem sehr ehrwürdigen Pfarrer,

namens Engelhard, jenseits des Rheins zu. Ich würde von den Schicksalen meiner ersten Kindheit und von meinen lieben Eltern wohl kaum mehr etwas wissen, wenn er das wenige, was ich damals — in einem so zarten Alter ihm sagen konnte — mir nicht öfters wiederholt hätte. Selbst unseres Schiffbruches erinnere ich mich jetzt nur mehr dunkel. Allein der gute Pfarrer, der nicht weit von jener Unglücksstätte wohnt und sich nach allem, was mich betraf, genau erkundigt hatte, beschrieb mir jenen fürchterlichen Abend und die darauf folgende Schreckensnacht sehr oft. Der Krieg hatte mit allem, was er Schreckliches haben kann, sich gleich einem verheerenden Gewitter ganz in jene Gegend gezogen. Zwei Dörfer standen im Brande, und die hochauflodernden Feuerflammen erhellten mit ihrem rothen Glanze weit umher die Gegend, rötheten die Wolken des Himmels und strahlten schauerlich aus dem Flusse wieder. Die geschlagene Armee rettete sich über den Fluß. Die Sieger drangen ihr auf dem Fuße nach. Man glaubte ein furchtbares Hochgewitter zu hören, so laut donnerten die Kanonen, und man vernahm bereits das kleine Gewehrfeuer sehr deutlich. Ganze Familien, Väter, Mutter und Kinder, hatten theils zu Fuß, theils zu Wagen sich geflüchtet, und wußten nun, als sie an den Fluß kamen, nicht mehr weiter. Das Gedränge und die Verwirrung war unbeschreiblich. Auch der gute Pfarrer hatte das Haus voll Geflüchteter und war unermüdet beschäftigt, sie zu trösten und zu bewirten. Da wurde auf einmal sehr stark an die Hausthüre geklopft. Er öffnete sie

— und ein Soldat mit einem kleinen, weinenden Knäblein auf dem Arme stand vor der Thür. Dieses Knäblein war ich!"

„Um Gottes willen, Herr Pfarrer," rief der edle Krieger, „erbarmen Sie sich dieses armen Kindes und nehmen Sie es zu sich. Ich riß es dort aus dem Fluß. Ich weiß es nirgends unterzubringen. Dieses nasse Päcklein hier enthält die Kleider des Kindes und einiges andere. Nehmen Sie! — ich muß augenblicklich weiter." Der gutherzige Pfarrer nahm mich liebreich in seine Arme, und der Soldat stürzte fort, indem er noch rief: „Gott wird es Ihnen vergelten! Leben Sie wohl."

„Der würdige Geistliche brachte nun wohl so viel aus mir heraus: mein Vater, ein Offizier, sei im Kriege umgekommen, und meine Mutter sei mit mir und meinem kleinen Schwesterchen auf ihrer Fahrt über den Rhein verunglückt. Er unterließ nicht, nachzuforschen, ob meine Mutter und Schwester dem schauerlichen Tode des Ertrinkens nicht etwa noch entgangen seien. Er begab sich, sobald es möglich war, in die benachbarten Orte und fragte überall nach ihr. Er traf auch einige Menschen, die auf eben dem Schiffe gewesen und gerettet worden. Sie sprachen mit Achtung und Mitleid von der tiefbetrübten Offizierswittwe; allein alle sagten einmüthig, sie sei mit ihrem kleineren Kinde sicher ertrunken Die Gewalt des Stromes habe bloß einige wenige Menschen, die sich auf dem untergegangenen Schiffe befunden hatten, an das Ufer, von dem sie hergekommen,

zurück geworfen. Es sei gar nicht wahrscheinlich, daß irgend eine Seele das andere Ufer erreicht habe. Der edle Pfarrer hielt es indes doch für möglich. Allein er konnte sobald keine Erkundigungen einziehen. Die Verbindung zwischen den beiden Rheinufern war, des Krieges wegen, lange Zeit aufgehoben. Und nachher, als man wieder Nachrichten von dem andern Ufer des Flusses erhalten konnte, stimmten alle darin überein, nirgends habe man eine solche Frau gesehen, wie die beschriebene Offizierswittwe, und sie sei also ganz gewiß todt.

Der menschenfreundliche Pfarrer behielt mich nun bei sich, um mich zu erziehen. Er war ein sehr liebevoller, schon etwas betagter Mann, und ein wahrer Kinderfreund. Die Tage meiner Kindheit hätten wohl nicht glücklicher sein können. Er war immer heiter und freundlich und wußte mich mit einem Wink zu leiten. Denn sein ganzes Betragen war bei aller Freundlichkeit immer so ernst und würdig, daß ich eine große Ehrfurcht gegen ihn fühlte, und um alles in der Welt es nicht gewagt hätte, mich gegen ihn im geringsten widerspenstig zu zeigen.

Seine erste Angelegenheit war es, mich in der Religion zu unterrichten; was er sagte, war alles so klar und herzlich, daß ich Gott und meinen Erlöser von Herzen lieb gewann. Er lehrte mich lesen und schreiben, und da er besondere Fähigkeiten an mir zu entdecken glaubte, so gab er mir Unterricht in der lateinischen Sprache. Er las mit mir lateinische Bücher, und wußte immer die schönsten Stellen

auszuwählen, die meinem Alter angemessen waren. Was ich gelesen hatte, mußte ich dann schriftlich ins Deutsche übertragen. Ich bekam so mehrere Bücher, von meiner Hand rein und deutlich geschrieben, zusammen, die er alle sehr schön binden ließ. Ich hatte dabei ungemeine Freude und erwarb mir eine Fertigkeit, jedes lateinische Buch zu verstehen, wenn nur sonst der Inhalt meine Fassungskraft nicht überstieg. In der Folge gab er mir auch Unterricht im Griechischen.

Sein kleines freundliches Pfarrhaus war von einem schönen Gemüsegarten und einem großen Baumgarten umgeben. Wenn wir nun eine Stunde gelesen hatten, arbeiteten wir allemal eine Zeit im Garten. Denn er baute ihn selbst, und ich mußte ihm dabei helfen. Diese Arbeit diente uns zur Erholung vom Studieren. Im Winter oder an Regentagen brachte er seine Nebenstunden mit Zeichnen zu, worin er es sehr weit gebracht hatte. Er verstand seine Zeichnungen mit Tuschfarben so schön und lieblich auszumalen, daß Kenner sie den vollendetsten Kunstwerken der Art an die Seite setzten. Auch ich hatte große Lust am Zeichnen und Malen. Er gestattete es mir aber allemal nur als eine Belohnung meines besonderen Fleißes im Studieren, und unter seiner vortrefflichen Anleitung machte ich auch in dieser Kunst gute Fortschritte. So verfloß mir jeder Tag unter nützlichen und angenehmen Beschäftigungen; ich war immer so fröhlich und vergnügt, als je ein Kind in dem väterlichen Hause es sein kann.

Der gute Pfarrer hatte indes auch manches zu leiden. Er mußte die Trübsalen des Krieges hart empfinden. Einquartierungen und Lieferungen kosteten ihn sehr viel und zwei- bis dreimal ward sein Pfarrhaus ganz ausgeplündert. Er würde dieses wenig geachtet haben, wenn es ihm nicht um mich gewesen wäre. Er hatte mich öfters versichert, er werde mich studieren lassen. Obwohl die Erträgnisse seiner Pfarrei nicht sehr bedeutend waren, so hatte er bei seiner mäßigen Lebensart doch so viel zurückgelegt, daß er die Kosten des Studierens hätte bestreiten können. Allein nun war es ihm unmöglich; er selbst war durch den Krieg in dürftige Umstände geraten.

Er hatte indessen in Wien einen Jugendfreund, der dort in großem Ansehen stand und unter dem Adel und den Gelehrten viele Freunde hatte. An diesen schrieb er, ob er einem armen Jünglinge, der eine entschiedene Anlage und Neigung zum Studieren habe, nicht Gelegenheit dazu verschaffen könnte. Es kam sogleich die erfreuliche Antwort, er wolle mich mit offenen Armen in sein Haus aufnehmen und dann weiter für mich sorgen. Ich möchte mich aber, schrieb er, sogleich auf die Reise machen, indem diejenigen, die unter die Zahl der Studierenden wollen aufgenommen werden, schon zu Anfang des künftigen Monats eine vorläufige Prüfung bestehen müssen.

Ein Kaufmann, der meinen Pflegevater öfter besuchte, hatte eben eine Reise in die hiesige Gegend vor und erbot sich, mich unentgeltlich mitzunehmen. Da ich auf diese Art

beinahe die Hälfte des Weges in einem bequemen Reisewagen zurücklegen konnte, so wurde dieses Anerbieten mit Freude angenommen.

Der Morgen, an dem ich von meinem guten Pflegevater Abschied nahm, wird mir ewig unvergeßlich sein. Der gute Mann mit seinem frommen blassen Angesichte und seinen ehrwürdigen grauen Haaren schloß mich in seine Arme und benetzte mein Angesicht mit Thränen. „Liebster Karl," sprach er, „der Augenblick ist jetzt da, wo du hinaus mußt in die Welt. In unserm stillen abgelegenen Dorfe und in meinem Hause hier hast du, will's Gott, nichts als Gutes gesehen und gehört. In der großen Stadt, in die du jetzt kommst, wird es anders sein. Du kommst zwar in das Haus eines guten Mannes und wirst auch in der Stadt viele gute Menschen kennen lernen; allein du wirst auch der bösen Beispiele genug sehen und mancherlei Böses hören. O Karl, vergiß meiner guten Ermahnungen nicht — laß dich nicht verführen — bleibe ein edler Jüngling!"

„Die väterlichen Ermahnungen," sagte Karl, „die er mir mündlich zum Abschiede gegeben hat, überreichte er mir, damit ich keine derselben vergessen möge, auch schriftlich. Ich habe das Blatt hier in meiner Brieftasche aufbewahrt, und Sie können es gelegentlich lesen." „O nein, nein," riefen alle, „wir möchten diese guten Lehren sogleich vernehmen!" Karl nahm das Blatt heraus und las:

„Geliebtester Sohn! Vor allem bleibe dir unsere heilige Religion stets teuer. Sie ist der kostbarste Schatz, den wir

hier auf Erden haben, und ein wahres Himmelsbrot für unsern unsterblichen Geist. Wohne nicht nur dem öffentlichen Gottesdienste andächtig und ehrerbietig bei, sondern weihe auch deine stille Kammer zum Tempel der Andacht. Vergiß es nie, daß Gottes Auge dich überall sieht, und thue alles wie vor seinem Angesichte. Ihm klage deine Noth und vertrau' auf ihn. Verlaß ihn nicht, und er wird dich ewig nicht verlassen.

Du wirst mancherlei leichtsinnige Reden über Religion hören. Solche Reden verabscheue. Wer die Lehren der christlichen Religion befolgt, der erfährt es an seinem Herzen, daß sie von Gott sei. An diesem Prüfsteine, den ihr Stifter selbst angab, bewährt sie sich als lauteres Gold. Das hat sich mir durch eine Erfahrung von fast siebenzig Jahren bestätiget. Das ist ihr schönster Triumph über alle Zweifel ihrer Freunde, die noch nicht ganz zur hellen Erkenntniß gekommen sind, und über alle Einwendungen ihrer verblendeten Feinde.

Thu' nie etwas Böses und handle nie gegen die Stimme deines Gewissens. Geselle dich nicht zu solchen Menschen, die über Unschuld und Schamhaftigkeit spotten und aus dem Laster einen Scherz machen; fliehe sie als wären sie vom gelben Fieber angesteckt. Eine solche leichtfertige Denkart verleitete schon manchen schönen, blühenden Jüngling, die kurze Lust der Sünde zu genießen, machte ihn zum lebendigen Gerippe und stürzte ihn in ein frisches Grab. Bewahre dein Herz rein und unbefleckt, und du wirst die schöne

Farbe deiner Wangen, das Feuer deiner Augen, die Ruhe deines Gewissens und die Heiterkeit des Geistes bewahren. Mein erster Blick, wenn ich dich je wiedersehe, wird mir sagen, ob du noch gut und unverdorben seiest.

Sei unermüdet in den Arbeiten deines Berufes. Der Beruf eines Studierenden ist ein schöner, edler Beruf. Es sei nun, daß du Rechtsgelehrter, Arzt oder Gottesgelehrter werden wollest — allemal wird das zeitliche oder ewige Wohl deiner Mitmenschen dir anvertraut werden. Es wäre ja wohl schrecklich, wenn du es dir nicht Ernst sein ließest, deiner Wissenschaft Meister zu werden, und wenn du einst, anstatt zum Glücke der Menschen beizutragen, aus Unfähigkeit und Unwissenheit nur Unheil stiften würdest. Die Studienjahre sind die Zeit der Saat; benütze diese köstliche Zeit, ehe sie entflieht — sonst ist an keine erfreuliche Ernte zu gedenken. Du hast es in unserm Dorfe gesehen, wie die Landleute sich plagen müssen, wie sie vor Tag aufstehen, Frost und Hitze dulden und alle Kräfte aufbieten, nicht nur um sich zu ernähren, sondern, um auch die Abgaben zu bestreiten, die zur Unterhaltung der höhern und der gelehrten Stände nötig sind. Arbeite also auch unermüdet, um für die guten Leute, die so vieles für uns thun, dereinst auch etwas thun zu können, und ihnen nicht zur unnützen Last, sondern zum Segen zu werden.

Erlaube dir aber auch zur rechten Zeit eine unschuldige Erholung. Nur laß den sinnlichen Vergnügungen keine Herrschaft über dein Herz. Wer sich von der Sinnlichkeit,

von Spiel, Trunk, Tanz und dergleichen hinreißen läßt, der ist, wenn er auch eben nichts offenbar Böses thut, dennoch ein Sklave seiner Lust — und also ein schlechter Mensch. Der ungeordnete Hang zu sinnlichen Vergnügungen zerstört in unserm Herzen das Gefühl für alles wahrhaft Große, Schöne und Gute und macht uns unfähig, edlere Vergnügungen zu genießen.

O mein liebster Sohn! Vielleicht ist es das letzte Mal, daß du mein Angesicht siehest. Ich bin bald siebenzig Jahre alt und nicht mehr fern vom Grabe. Erfahrung, Welt- und Menschen-Kenntnis wirst du mir nicht absprechen wollen. Und dann — was für einen Gewinn könnte ich davon haben, dir eine Unwahrheit zu sagen? Glaube mir also und bleibe gut. Denn sieh, wenn du gut bist, so bist du dir gut, und du wirst den Segen davon haben. Könntest du aber je böse werden, so wärest du dir böse, und dein wäre der Schaden, und dich träfe das Verderben. Liebster Karl — bleibe, o bleibe gut!"

Alle wurden von diesen schönen Lehren innig gerührt. Karl legte das Blatt wieder in seine Brieftasche und erzählte weiter. „Der edle Mann," sagte er, „gab mir nun den goldenen Ring mit den drei mir so teuern Buchstaben und sprach aus gerührtem Herzen: „Nimm da die ganze Verlassenschaft deiner geliebten Eltern! Bewahre diesen Ring wohl auf! Vielleicht kann er dich unter Gottes Leitung noch auf eine glückliche Entdeckung führen."

Hierauf nahm der gute, liebevolle Greis die letzten zwei Goldstücke, die er noch hatte, aus seinem Pulte hervor. Ach, er hatte schon all seine Barschaft darauf verwendet, mich wohlanständig zu kleiden und mich mit dem nötigen Reisegeld zu versehen! Er gab mir diese Goldstücke, die Sie hier sehen, und sagte: „Nimm dieses Wenige noch, liebster Sohn, als einen Nothpfennig — und dann hier noch etwas, das mehr wert ist, als alles Gold — das neue Testament! Mehr kann ich dir jetzt nicht geben. Allein lebe nur so, wie dieses göttliche Buch es uns lehrt, bleibe gottesfürchtig, edel und gut — dann bist du reich genug."

Hierauf segnete er mich noch mit zitternden Händen und weinenden Augen, schloß mich noch einmal in seine Arme, sagte mir Lebewohl — und ich ging schluchzend und tief gerührt zur Thüre hinaus."

Karl weinte, indem er dieses sagte, aufs neue; auch seiner Mutter und Schwester und den übrigen flossen die hellen Zähren über die Wangen. „Dieser Pfarrer," sprach die Mutter, „ist ein wahrhaft edler Mann und ein sehr würdiger Geistlicher. Es ist etwas Großes, sich eines fremden armen Kindes so herzlich und thätig anzunehmen, so viele Jahre hindurch so viele Zeit, Mühe und Kosten aufzuwenden, und sozusagen noch den letzten Heller hinzugeben, um es zu einem guten und glücklichen Menschen zu erziehen. Nur die christliche Religion kann das menschliche Herz so uneigennützig und wohlwollend machen, alle Menschen auf Erden wie seine nächsten Blutsverwandten mit Liebe zu umfassen."

Siebentes Kapitel.

Wie Karl hieher gekommen.

Karl schwieg eine Weile und trocknete seine Thränen; dann erzählte er weiter: „Der Kaufmann, der mir den leeren Platz in seinem Reisewagen eingeräumt hatte, ist ein sehr rechtschaffener Mann und ein recht fröhlicher Gesellschafter. Er wußte immer etwas Erheiterndes zu sagen und bemühte sich beständig, mich den traurigen Abschied vergessen zu machen. Bald erzählte er ein artiges Geschichtchen, bald gab er mir Räthsel auf, bald sang er ein munteres Liedchen. Jedes Dorf wußte er mit Namen zu nennen, und in den Städten zeigte er mir die Merkwürdigkeiten, wenn es darin einige gab. Etwa drei Meilen von hier mußte ich mich von ihm trennen; denn er mußte einen anderen Weg einschlagen. Er wünschte mir nun Glück und Gottes Segen zu meinem Vorhaben, ermahnte mich zum Fleiße und zum Vertrauen auf Gott, sorgte noch dafür, daß mein kleiner Koffer, den er aufgepackt hatte, durch einen Fuhrmann an Ort und Stelle gebracht werde, schenkte mir ein Goldstück, drückte mir zum Abschied kräftig die Hand und fuhr in seiner Kutsche weiter.

Auch dieser Abschied war mir sehr schwer gefallen. Ich war ja nun von allen bekannten Menschen getrennt! Ich setzte indes meine Reise zu Fuß fort. Gegen Abend wanderte ich durch den Wald, der dieses Schloß umgibt. Ich war von der Hitze des Tages und dem weiten Gehen, das ich nicht gewohnt bin, sehr ermüdet. Ich setzte mich daher, um ein wenig auszuruhen, auf einen Rasensitz, den ich unter einem Buchenbaume erblickte. Das alte Schloß, das von der Abendsonne vergoldet aus dem waldigen Berge hervorragte, gewährte hier einen unvergleichlich schönen malerischen Anblick. Ich nahm ein Blatt Papier aus meiner Brieftasche hervor, und fing an das Schloß abzuzeichnen.

Allein ich mußte die angefangene Zeichnung bald wieder weglegen. Der Untergang der Sonne, die Stille des einsamen Waldes und die herannahende Nacht erregten sehr wehmüthige Empfindungen in mir! Ein Gefühl von Verlassenheit wandelte mich an. „Ach," dachte ich, „die Nacht bricht herein, und ich weiß noch nicht einmal, wo ich übernachten soll! Auf viele Meilen weit rings umher kenne ich keine Seele und komme nun zu lauter fremden Menschen. Mein liebevoller Pflegevater, von dem ich nun schon einige Tagreisen weit entfernt bin, ist bereits sehr alt und vielleicht sehe ich sein ehrwürdiges Angesicht in meinem Leben nicht mehr! Und meine guten Eltern habe ich kaum gekannt! Ich kann mir meinen Vater nur mehr als Leiche und meine Mutter in schwarzen Trauerkleidern und mit rothgeweinten Augen denken."

Bei diesem Gedanken drangen mir die Thränen in die Augen. Ich nahm den goldenen Ring, den ich nebst dem Blatte mit den schönen Lehren, das mir der gute Pfarrer gegeben hatte, in meiner Brieftasche aufbewahrte, heraus. „Mein Gott," seufzte ich, „dieser Ring rührte noch von meinen Eltern her, und er ist das einzige Erbtheil, das ich arme Waise von ihnen habe! Die drei kleinen Buchstaben sind die Anfangsbuchstaben von dem teuren Namen meines Vaters oder meiner Mutter, und ich weiß nicht einmal, wie diese Namen heißen! Diesen Ring trug entweder mein Vater, dessen Hand längst im Grabe modert, oder meine Mutter, die vielleicht doch noch am Leben ist! Ja vielleicht lebte sie einst — vielleicht lebt sie noch in eben diesem Lande, das ich jetzt durchwandere."

Mein Herz ward von diesen Gedanken mächtig ergriffen! Ein Gefühl von der schmerzlichsten Wehmuth und der seligsten Hoffnung bemächtigte sich meiner! Ich fiel auf die Knie nieder, ich rang die Hände, ich flehte mit Inbrunst zum Himmel: „O lieber Gott! Du allein weißt es, ob meine Mutter noch lebt! Du allein kannst, wenn sie noch lebt, mich sie wiederfinden lassen! Ach vielleicht ließest du diesen Ring nicht ohne weise Absicht in meine Hände kommen. Die Buchstaben darauf könnten mich unter deiner Leitung leicht zur Entdeckung meiner Mutter führen. O die liebe gute Mutter! Sie beweint — wenn sie je noch am Leben ist — mich als todt; sie glaubt, ich sei als ein zartes Knäblein in den Fluten des Rheins ertrunken; o welche Freude würde

sie haben, mich jetzt als einen Jüngling in ihre Arme zu schließen! Welche Seligkeit wäre es für mich, ihr freundliches, mütterliches Angesicht zu erblicken, ihr zu danken für all das Gute, das sie an mir gethan hat, als ich ihre Liebe noch nicht zu schätzen wußte und ihr noch nicht dafür danken konnte. Wie unbeschreiblich glücklich würde ich mich schätzen, ihr meinen Dank jetzt zu bezeigen und die Stütze ihres herannahenden Alters zu werden! O du guter Gott, du Vater der Wittwen und Waisen — wenn — wenn sie jetzt noch lebt — o so führe — führe du mich in ihre Arme! Höre mein kindliches Flehen und laß mich sie wiederfinden!"

Als ich so gebetet hatte und mit meinen Augen voll Thränen durch die Aeste der Buche noch immer zum blauen Himmel aufblickte, hörte ich in dem nahen Gesträuch ein leises Knistern. Ich sah hin, erblickte das Lamm — und die goldenen Buchstaben auf dem purpurrothen Halsbande strahlten mir im Glanze der untergehenden Sonne hellschimmernd ins Auge. Eine wunderbare, unbeschreibliche Empfindung, ein schauerliches Entzücken bemächtigte sich meiner. Es war mir, als umleuchtete mich ein Licht vom Himmel, als hätte ein Lichtstrahl von oben die Buchstaben erhellt; sie schienen mir wie verklärt. Ich glaubte die Nähe Gottes zu fühlen, und es dünkte mich, die Blätter aller Bäume rings umher zitterten aus Ehrfurcht vor ihm. Mir war es, als spreche etwas in meinem Innersten: „Dein Gebet ist erhört!" Und so war es auch. Mein Gefühl hatte mich nicht getäuscht. Gleich einem Engel des Himmels kam

in ihrem weißen Kleide und in Schimmer der Abendsonne meine Schwester auf mich zu und nannte mir das erste Mal den theuern Namen meiner Mutter. So, beste Mutter, hat Gott mich in Ihre Arme, und in deine Arme, liebste Schwester, wunderbar zurückgeführt!"

„Ja, so ist es, meine liebsten Kinder," sagte die Mutter, indem sie ihre beiden Kinder in die Arme schloß. „Der gütige Gott, der liebevolle Vater im Himmel hat uns alle drei wieder zusammengebracht. Er hat dich, liebster Karl, als einen zarten Knaben mir genommen und dich einem edeln Manne anvertraut, der dir aus der reinsten Menschenliebe eine Erziehung gab, die ich als Frau und als eine verlassene Wittwe dir unmöglich so gut geben konnte, und die dir keine Fürstin für Gold hätte besser verschaffen können. Er hat dich als einen blühenden Jüngling mir wieder zurückgegeben, und mir die Thränen des Schmerzes, die ich über deinen Verlust weinte, in Freudenthränen verwandelt. Er hat alles wohl gemacht und alle seine Wege sind die lautere Weisheit und Liebe. O liebste Kinder! laßt uns ihm danken und seine heilige Vorsehung in Demuth und mit tiefer Ehrfurcht anbeten!" Alle drei schwiegen mit tief gerührtem Herzen lange still, und nur ihr Herz sprach mit Gott. Auch Rosalie und Christine saßen mit gefalteten Händen, mit thränenvollen Augen und mit einem Herzen voll Rührung und Andacht stillschweigend da und athmeten kaum.

„Welche Freude," sagte Karl nach einiger Zeit, „wird der edle Greis, mein zweiter Vater, empfinden, wenn er diese wunderbare Fügung vernimmt! Diese Nacht noch muß ich ihm diese Freudenbotschaft schreiben." Es war bereits Mitternacht, bis Karl auf sein Zimmer kam. Allein es wäre ihm unmöglich gewesen, zu Bette zu gehen. Er setzt sich an den Schreibtisch, der in dem Zimmer stand, und schrieb an seinen teuren Pflegevater, den ehrwürdigen Pfarrer, so ausführlich, so begeistert, daß er noch bei der brennenden Wachskerze saß und schrieb, als die goldene Morgenröthe bereits zum Fenster hereinstrahlte und das Kerzenlicht, dessen Schimmer kaum mehr zu bemerken war, überflüssig machte.

Achtes Kapitel.

Karls Pflegevater.

Karl lebte auf seinem väterlichen Schlosse so vergnügt, als wäre er in den Himmel versetzt. Je mehr er seine Mutter kennen lernte, desto mehr mußte er die vortreffliche Frau verehren. Eben so mußte er seine Schwester, die unermüdet fleißig und dabei immer fröhlich und freundlich war, mit jedem Tage mehr schätzen. Seine Ankunft in Waldheim hatte indes noch eine andere glückliche Folge für ihn, für seine Mutter und seine Schwester. Das Schloß, das vorhin das Eigenthum seiner Väter gewesen, war gegenwärtig nur mehr der Wittwensitz seiner Mutter; allein jetzt konnte er dieses Schloß wieder als sein väterliches Erbtheil zurückfordern, und die Bewohner unten in dem Dorfe und einigen benachbarten Weilern als seine künftigen Unterthanen ansehen. Seine Mutter führte ihn daher voll Freude überall im Schlosse herum, zeigte ihm die Umgebungen des Schlosses nebst den Gütern, die dazu gehörten, und redete mit ihm über seine künftige schöne Bestimmung, zum Glücke der Bewohner des kleinen Thales unten am Berge so vieles beitragen zu können.

Unter solchen Gesprächen saßen Frau von Waldheim, Karl und Emilie einmal am Nachmittage auf der alten, eichenen Bank, die nebst einem ähnlichen ländlichen Tische auf einem schönen, mit reinlichen Kiese bestreuten Platze vor dem äußern Thore des Schloßhofes stand und von zwei dichten Kastanienbäumen beschattet war. Da sahen sie einen ehrwürdigen Greis, mit schneeweißen Haaren und in schwarzer Kleidung, auf sie zukommen, der einen ziemlich langen Reisestab in der Hand führte und einen dreifach aufgeschlagenen Hut unter dem Arme hielt. „Gott im Himmel! Mein Pflegevater!" rief Karl, indem er aufsprang und mit weit offenen Armen auf ihn zueilte. „Ist's möglich," rief er wiederholt, „Sie sind es liebster, bester Herr Parrer! Wie kommen Sie hieher?"

„Lieber Karl! Teurer Pflegesohn!" sprach der Pfarrer; sobald ich deinen Brief erhalten hatte, war ich sogleich entschlossen, ungeachtet meines hohen Alters die weite Reise hieher zu machen. Ich hielt aus wichtigen Gründen meine Gegenwart dahier für nützlich, ja für nothwendig. Auch war es mein lebhaftester Wunsch, die Mutter und Schwester meines lieben Pflegesohnes kennen zu lernen, und die Freude, die Gott allen drei beschert hat, nicht nur in weiter Ferne, sondern an Ort und Stelle zu theilen." Karl fiel ihm um den Hals, und die Mutter und Emilie konnten nicht Worte genug finden, dem edlen Manne ihre Dankbarkeit auszudrücken.

Der ehrwürdige Greis, den das Ersteigen des Berges ermüdet hatte, setzte sich zu ihnen auf die Bank. Frau von Waldheim bot ihm Erfrischungen an. Allein dem edlen Manne war es jetzt gar nicht um Speis' und Trank. Er fing sogleich an mit eben so viel Einsicht als Rührung von den wunderbaren Wegen der göttlichen Vorsehung zu reden; er sagte hierauf, was nun zu thun sei, damit der Landesfürst Karl als einen jungen Herrn von Waldheim anerkenne; auch sprach er noch sehr ausführlich davon, was Karl noch alles zu lernen habe, um ein weiser und guter Vater seiner künftigen Unterthanen zu werden.

Indessen kamen Rosalie und ihre Tochter wie gewöhnlich auf Besuch. Frau von Waldheim stellte beide dem ehrwürdigen Pfarrer vor. „Sehen Sie, mein lieber Herr Pfarrer," sagte sie, „dieses da ist das gute Kind, das uns mit dem Lamme ein so segensreiches Geschenk gemacht hat, und hier ist ihre Mutter, die das Halsband mit den drei entscheidenden Buchstaben geziert hat." Der edle Pfarrer freute sich sehr, die gute Rosalie und ihre Tochter kennen zu lernen, und grüßte beide auf das freundlichste.

Frau von Waldheim trug nun Rosalie auf, den Thee, nebst Brot und Butter, Wein und Obst unter die Kastanienbäume herab zu bringen. Emilie und Christine aber schlichen sich fort, zierten das Lämmchen, das immer rein und weiß war wie Schnee, mit Kränzen von frischem grünen Laub und jungen, halbgeöffneten Rosen, legten ihm das goldgestickte Halsband an, und führten es dem Herrn

Pfarrer vor. Der freundliche Greis betrachtete es mit Wohlgefallen, streichelte es und sagte zu Frau von Waldheim und zu Emilie: „Sie haben mich mit den zwei werthen Personen, durch die Ihnen Gott ein so großes Glück bereitete bekannt gemacht, und sogar das Lamm hier nicht vergessen, das, ohne etwas davon zu wissen, zu diesem Glücke so vieles beigetragen hat. Nun muß ich sie aber auch noch den Mann kennen lehren, der nach Gott die vorzüglichste Ursache dieser erfreulichen Ereignisse war, und der das Größte that, was Menschen thun konnten, Ihrer aller Glück zu gründen. Ich meine jenen edelmütigen Soldaten, der sich mit Gefahr seines eigenen Lebens mutig in den Rhein stürzte und unsern lieben Karl hier, als ein zartes unmündiges Knäblein, aus den reißenden Fluten glücklich herausholte.

„Der gute Mann hatte, seitdem er jene edle That vollbrachte, sehr vieles auszustehen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen das Wesentliche davon kurz erzähle. Er machte mehrere Feldzüge mit, hatte unsägliche Mühseligkeiten zu erdulden und wurde endlich schwer verwundet. Er und eine Menge anderer Verwundeter wurden auf Wagen geladen und weiter geführt. Nun traf sich's, daß der lange Zug von Wagon an dem Hause eines Wollfärbers vorbeikam, der außen vor dem Thore eines kleinen Städtchens nahe am Wasser wohnte. In diesem Hause war der brave Krieger ehemals einige Wochen im Quartier gelegen und hatte dem Färber, dessen Wohnung dem Uebermuthe der Soldaten am meisten ausgesetzt war, ganz ungemeine

Dienste geleistet und ihm Vermögen und Leben gerettet. Der Färber schaute eben jetzt aus dem Fenster, die Wagen vorüberziehen zu sehen — und erblickte unter den Verwundeten seinen ehemaligen Beschützer, der sich auf dem Wagen mühsam aufrichtete und sehnlich zu den Fenstern heraufsah. Augenblicklich eilte der Färber hinab, grüßte ihn und bat den Offizier, der den Zug begleitete, den armen todtschwachen Mann ihm zu überlassen. Der Feldarzt ward gerufen, und dieser erklärte, der Mann werde ohnehin, wie schon hundert andere, das Militärspital nicht mehr erreichen und wahrscheinlich unterwegs sterben. Man sollte ihn also ohne weiteres in das Haus des barmherzigen Mannes bringen,, so würde der arme Leidende wenigstens für seine letzten Augenblicke noch eine Erlichterung finden.

„Der Färber nahm nun seinen ehemaligen Hausfreund und Wohlthäter voll des herzlichsten Mitleids in sein Haus auf. Die sorgfältigste Pflege und der Fleiß des geschickten Wundarztes im Orte retteten ihm, unter Gottes Beistand, wieder alle Erwartung das Leben; nur blieb er noch lange Zeit so schwach, daß er nicht weiter reisen, auch keine etwas schwere Arbeit verrichten konnte. Der Färber, der ein reicher Mann war und ein sehr weitläufiges Gewerbe hatte, behielt ihn aber sehr gerne bei sich, und der dankbare Krieger, der eine schöne Handschrift hat, besorgte ihm seinen Briefwechsel und führte ihm sein Handlungsbuch mit dem größten Fleiße und mit der pünktlichsten Genauigkeit.

Beide gewannen einander immer lieber und lebten zusammen in wahrhaft brüderlicher Eintracht.

Allein nun änderte sich auf einmal die Sache. Der ehrliche Färber starb sehr unvermuthet. Der Todt hatte ihn zu schnell übereilt, sonst würde er seinen Freund sicher in seinem Testamente bedacht haben. Sein Vermögen fiel den Verwandten zu; die Färberei wurde verkauft; die hartherzigen Erben ließen den guten Mann mit leeren Händen abziehen. Er mußte sein Unterkommen weiter suchen. Er wollte jedoch zuvor zu seinem Regimente reisen, und weil sein linker Arm etwas gelähmt blieb, um seinen Abschied bitten. Der Weg führte ihn nicht weit von meinem Pfarrdorfe vorbei. Da regte sich natürlich in seinem Herzen der Wunsch, zu erfahren, was aus dem Kinde geworden sei, das er einst aus dem Wasser gezogen hatte. Er kam an eben dem Tage, an dem Karl morgens abgereist war, abends in mein Haus. Ich hatte eine große Freude, den edelmüthigen Krieger wieder zu sehen, behielt ihn bei mir, und sann nach, ob ich ihm nicht irgendwo ein angemessenes Plätzchen verschaffen könnte.

Da kam Karls Brief mit der unerwarteten Freudennachricht. Ich hielt es für sehr zweckmäßig, den braven Mann mit hieher zu nehmen. Denn fürs erste, dachte ich, kann er bezeigen, daß er in jenem Jahre und an jenem Tage ein Knäblein von etwa vier Jahren aus dem Rheine zog und es nebst einem Päcklein mit dessen Kleidern, indem sich jener Ring befand, mir übergeben habe, was sehr dienlich sein

wird, zu erweisen, Karl sei wirklich der Sohn der gnädigen Frau von Waldheim, von dem man glaubte, er sei ertrunken. Fürs zweite hoffte ich, Karl werde gegen den Retter seines Lebens gewiß nicht unerkenntlich sein — zumal der brave Mann treu wie Gold, im Schreiben und Rechnen sehr gewandt, besonders aber ein trefflicher Forstmann ist und dem künftigen Herrn von Waldheim in Verwaltung seiner Güter sehr nützliche Dienste leisten kann."

„O, wo ist er denn? wo ist er?" riefen Frau von Waldheim, Karl und Emilie fast mit einer Stimme.

Der Pfarrer wandte sich um, winkte einem ordentlich gekleideten Manne, der bescheiden in einiger Entfernung stand, nahm ihn bei der Hand, stellte ihn der gnädigen Frau vor und sprach: „Hier ist er — der gute, ehrliche, vortreffliche Johann West!"

„Johann West!" rief Rosalie, die eben den Thee brachte und auf den Tisch stellte, ganz außer sich. „O Gott, er ist mein Mann!" Sie flog in seine Arme; sie begrüßte ihn zitternd und bebend vor Freudenschrecken.

Alle erstaunten über diese neue Fügung der göttlichen Vorsehung. Der Mann aber stand wie versteinert da. Es währte lange, bis er sich in dieses unverhoffte Glück finden konnte und endlich in Freudenthränen ausbrach. Die hocherfreute Rosalie rief nun ihrer Tochter zu: „O Christine, er ist dein Vater! O grüße ihn doch auch!" Christine, die mit gefalteten Händen unbeweglich da gestanden, näherte sich ihm schüchtern, und er schloß sie unter heißen Thränen

in seine Vaterarme. Alle drei hatten eine Freude, wie vor einigen Tagen Frau von Waldheim, Karl und Emilie sie gehabt hatten.

Nachdem sie sich von der ersten, ungestümen Freude erholt hatten, trat Karl herbei und umarmte den Retter seines Lebens mit unaussprechlicher Rührung. Die Frau von Waldheim und Emilie aber boten ihm freundlich die Hand und überhäuften ihn mit Danksagungen und Lobeserhebungen. „Lieber West," sagte Frau von Waldheim, „ihr, eure Frau und eure Tochter sollen von diesem Augenblicke an in dieses Schloß aufgenommen sein und nie mehr von uns getrennt werden; und wenn wir, wie ich hoffe, unsere Güter wieder zurückbekommen, so sollet Ihr eine solche Anstellung erhalten, mit der ihr gewiß zufrieden sein werdet."

Neuntes Kapitel.

Allgemeine Freude im Dorfe.

Die Frau von Waldheim hatte es nicht sogleich bekannt werden lassen, daß der fremde Jüngling, der sich auf ihrem Schlosse befand, ihr Sohn sei; sie wollte sich ihres Glückes einige Tage im stillen ungestört freuen. Allein der Kutscher, der den alten Herrn und dessen Reisegefährten herbeigeführt und seine Pferde unten im Wirtshause des Dorfes eingestellt hatte, plauderte alles aus. Als er abends die Kutsche wusch und die Pferde tränkte, kamen mehrere Leute aus dem Dorfe, die eben Feierabend gemacht hatten, herbei und fragten, wem die Kutsche gehöre? Denn eine fremde Kutsche war etwas Seltenes im Dorfe. Der Kutscher sagte: „Ich habe den Herrn Pfarrer hieher gefahren, der euren jungen gnädigen Herrn erzogen hat." „Ei was," riefen die Leute, „der junge Herr ist ja als ein Kind ertrunken!" „Nein," sprach der Kutscher, „er lebt noch, er ist droben auf dem Schlosse. Er wurde von dem Manne, der bei dem Herrn Pfarrer in der Kutsche saß, aus dem Wasser gezogen; sonst wäre er freilich ertrunken. Ich bin des Herrn Pfar-

rers Knecht und habe euren jungen Herrn, als er noch klein war, viel hundert Mal auf dem alten Schimmel, den ihr da stehen sehet, mit auf den Acker oder auf die Wiese reiten lassen. Der Karl ist aber auch ein recht braver, lieber, junger Herr, und er hat auf mich, seinen alten Hans, immer recht viel gehalten! Ihr werdet Freude an ihm haben, und er wird euch zum Segen sein."

Die Nachricht, der Baron Karl, der droben auf dem Schlosse geboren und in der Pfarrkirche zu Waldheim getauft worden, und den man schon so lange für todt gehalten, sei wieder gefunden, verbreitete sich sogleich durch das ganze Dorf. „Was?" sagten die Leute zu einander, „das junge Herrlein, das wir unzählige Mal als ein liebliches Kind auf den Armen der gnädigen Frau gesehen haben, sollte noch am Leben sein? Das können wir kaum glauben. Wir müssen uns mit unsern eigenen Augen davon überzeugen! Wir wollen ihn sehen?" Alles im Dorfe, jung und alt, lief voll Freude dem Schlosse zu. Da die Leute aber die Herrschaft auf der Bank unter den Kastanienbäumen erblickten, blieben sie in einiger Entfernung stehen. Es sammelte sich ein dichtgedrängter Kreis von Vätern, Müttern und Kindern, ohne daß die Herrschaft und die übrige Gesellschaft in ihrer großen Freude es sogleich in acht nahmen.

Die Frau von Waldheim bemerkte es zuerst und fragte: „Was wollen denn die vielen Leute?" Die Köchin, die zum zweiten Male heißes Wasser zum Thee brachte, weil die Gesellschaft das erstere unbenützt hatte kalt werden lassen,

sagte: „Die Leute möchten gern den jungen gnädigen Herrn sehen; sie haben es den Augenblick erst erfahren, daß er da sei!"

Der würdige Pfarrer sprach: „Das ist schön! Das gefällt mir von den Leuten! Erlauben sie, gnädige Frau, daß ich den wackern Leuten meinen Pflegesohn als ihren künftigen Gutsherrn vorstelle und ihnen einige Worte an das Herz rede." Der edle Greis nahm gerührt sein schwarzes Sammetkäppchen von seinem ehrwürdigen schneeweißen Haupte, stand auf, trat einige Schritte vorwärts, blickte mit Thränen im Auge zum Himmel und fing dann ganz begeistert an zu reden:

„Ihr Eltern und Kinder, ihr Väter und Mütter, Söhne und Töchter, tretet näher, und sehet und höret, was Gott eurer gnädigen Herrschaft und auch euch für eine große Freude bereitet hat!"

„Gott, ohne dessen Wissen kein Sperling vom Dache fällt, und der die Haare unseres Hauptes gezählt hat, ist wunderbar in seinen Wegen und weiß alles weislich zu fügen. Er, der Gott der Wittwen und Waisen, der Vater aller Leidenden und Bedrängten, lebt noch, und nimmt sich ihrer stets und oft so wunderbar an, daß wir es deutlich mit Augen sehen und gleichsam mit Händen greifen können. Nicht das geringste Gute läßt er, der reiche Vergelter, unbelohnt, und belohnt es oft schon hier auf Erden auf eine herrliche, göttlichschöne Weise."

Der würdige Pfarrer erzählte nun die vorzüglichsten Begebenheiten aus Karls Geschichte, die seinen Zuhörern noch unbekannt war, und fuhr dann weiter fort:

„Seht, so herrlich belohnte Gott eure edle gnädige Frau für ihre menschenfreundliche Güte, mit der sie sich der armen, kranken Rosalie, die sich für eine Wittwe hielt und ihren Mann als todt beweinte, angenommen hat! So schön vergalt er ihr, dieser wahrhaft gnädigen Frau, die Barmherzigkeit, die sie Rosaliens Tochter, der armen Christine, erwiesen hat! Gott gewährte ihr die größte Freude, die ihr in ihrem eigenen Wittwenstande zu theil werden konnte, und ließ sie ihren eigenen geliebten Sohn wieder finden!

Reichlich segnete Gott Fräulein Emilie hier für ihr Mitleid gegen ein armes Mädchen und für ihre freundliche Güte, die nichts von Stolz weiß. Sie begegnete der armen Christine so freundlich und liebreich, als wäre Christine ihre eigene Schwester — und Gott machte dem guten Fräulein dafür die unerwartete Freude, ihren eigenen lieben Bruder wieder zu finden.

Herrlich belohnte Gott die arme Rosalie, daß sie die Leiden ihrer Krankheit und ihre Armuth so geduldig ertrug, ihre Tochter so gut erzog, sie zur Redlichkeit, zur Dankbarkeit, zum Fleiße, zur Reinlichkeit und jeder anderen Tugend anhielt. Diese gute Erziehung brachte der guten Mutter jetzt schon die erfreulichsten Früchte und verwandelte ihre Leiden in Freuden!

Schön vergalt Gott der guten Christine ihr Mitleid

gegen ein verlorenes Lamm, ihren Gehorsam gegen ihre Mutter, die Redlichkeit, mit der sie das Lamm dem Eigenthümer zurückgab, die Dankbarkeit, mit der sie es dem Fräulein hier zum Geschenke machte. Diese liebenswürdigen Eigenschaften gewannen ihr die Zuneigung eurer gnädigen Frau und Fräulein Emiliens, waren die Veranlassung, daß sie ihren Vater wieder fand und werden sie auch fernerhin glücklicher machen, als der reichste Brautschatz sie machen könnte.

Wie wunderbar führte Gott euren jungen gnädigen Herrn in die Arme der geliebten Mutter, die ihn längst für todt hielt, um ihn für seinen Fleiß, seinen Gehorsam, sein gutes Betragen vor der zartesten Kindheit an, zu segnen, sein kindliches Gefühl gegen seine Mutter, die er nicht kannte, zu belohnen! Gott hat das herzliche, innige Gebet des bekümmerten Jünglings dort im Walde gnädig erhört!

Recht augenscheinlich belohnte er die edle Handlung des wackern Kriegers hier! Ach, der gute Mann sprang voll herzlichen Erbarmens in das Wasser, um mit Gefahr seines eigenen Lebens dem Kinde einer trauernden Wittwe das Leben zu retten! Dafür erbarmte sich Gott auch über desselben Weib und Kind, rettete sie aus Noth und Mangel, erweckte edle Herzen, die sich ihrer gütig annahmen, und ließ ihn Mutter und Kind, von denen er ungeachtet aller seiner Nachforschungen nichts mehr erfragen konnte, wieder finden! Vater, Mutter und Kind sehen nun nach vielen überstandenen Leiden ruhigern und glücklichen Tagen entgegen.

Und dies alles führte Gott durch dieses Lamm hier aus, das als ein liebliches Bild der Unschuld, weiß wie Lilien und mit jungen Rosen geschmückt, in eurer Mitte steht. Er, der liebe Gott, ließ es verloren gehen; er leitete Christinens Tritte, daß sie es fand; er bewegte das Herz des ehrlichen Landmannes, es ihr zu überlassen; er gab Christine und ihrer Mutter in den Sinn, es Emilie zu schenken; er führte das Lamm gleichsam an der Hand dem reisenden Jünglinge zu, um ihn in die Arme der geliebten Mutter zu führen. Er setzt ihn durch ein Lamm wieder in seine Güter ein und bereitet dadurch auch euch ein großes Glück. Denn ich kann euch versichern, Karl ist ein edler, hoffnungsvoller Jüngling. Er fürchtet Gott und liebt die Menschen. Er wird euch und euren Kindern ein guter milder Herr sein.

Und sollte nun Gott, der den Lebenslauf eines Lammes so sicher leitet, den eurigen außer acht lassen können? O mit unendlich mehr Liebe und Mitleid, als Christine das Lamm hier aufnahm, trägt er euch alle am Herzen.

Meine geliebten Freunde! Wie könnte ein Diener des Evangeliums ein Lamm sehen, ohne daß ihm derjenige zu Sinne käme, der gleich einem schuldlosen Lamme zum besten seiner lieben Menschen verblutete und der sich selbst öfter einem guten Hirten verglich! Ja, er, dessen Diener ich bin, dessen Evangelium ich verkünde, ist der ewig treue, liebvolle Hirt unser aller. Er kennt alle seine Schafe, er nennt sie mit Namen, er ruft sie mit sanfter Stimme, er lenkt sie mit seinem milden Hirtenstabe, er beschützt sie vor

Gefahren, er weidet sie. Er sucht die verlornen auf, er möchte jedes gleichsam auf seinen Schultern in den Himmel tragen. Vertrauet ihm daher vom ganzen Herzen!

Laßt uns aber auch seine Stimme hören und ihm folgen und Gutes thun, so viel wir können. Denn seht, Gott bedient sich unsrer guten Handlungen, uns und andern große Freude, Segen und Heil zu bereiten. Hätte zum Beispiel eure gnädige Frau gegen die arme, kranke Rosalie sich nicht so wohlthätig erzeigt; wäre Emilie gegen die arme Christine nicht so freundlich gewesen, ja hätte sie ihr auch nur das kleine Halstuch mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens nicht geschenkt; hätte Christine etwa aus Eigennutz Emilie das Lamm nicht schenken mögen; oder hätte Christinens Mutter nicht aus herzlicher Dankbarkeit das schöne Halsbändchen gemacht und mit eben den Buchstaben geziert; hätte Karl nicht eine sokindliche Liebe zu seiner Mutter gehabt, sich nicht so nach ihr gesehnt, dort im Walde nicht so innig gebetet: so wäre alles nicht so gegangen, und der heutige Tag wäre nicht für uns alle ein so großer Freudentag geworden. So bringt alles, auch das kleinste Gute, das wir thun, reichen Segen über uns und andere. Edle Handlungen sind Perlen, die Gottes heilige Vorsicht nicht verloren gehen läßt, sondern sie gleichsam an eine Schnur reihet; gute Thaten gleichen goldenen Ringen, aus denen Gott eine goldene Kette herrlicher und erfreulicher Begebenheiten zusammen fügt.

„Ihr aber, meine lieben Kinder," beschloß der Pfarrer

seine Anrede, indem er sich zu den Kindern wandte, „ihr größern, die ihr mir so aufmerksam zugehört habt, und ihr kleinern, die ihr nur nach dem niedlichen weißen Lämmchen hinblickt, das so schön mit Rosen geschmückt in eurer Mitte steht — o, euch alle wolle Gott segnen! Ja, Gott gebe, daß ihr alle so unschuldig bleibet, wie ein Lamm, und so sanft und geduldig, wie ein Lamm, wenn ihr, wie manches arme Lämmchen unter rauhe Hände fallen solltet, Jesus Christus, der gute Hirt, dessen Schäflein auch ihr seid, der auch für euch sein Leben gegeben hat, wolle euch in seinen Armen und an seinem Herzen tragen; er wolle euch in seinen mächtigen Schutz nehmen, wenn die Verführung eurer Unschuld droht, wie ein grimmiger Wolf einem sanften schuldlosen Lamme. Er wolle euch ewig nicht seinen Händen entreißen lassen."

So redete der Pfarrer; sein Angesicht war von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, und sein ehrwürdiges weißes Haar glänzte in dem hellen Abendschimmer. Er stand da, mit seinem zum Himmel gerichteten Blicke voll Thränen, wie verklärt — und alle, die ihn hörten, hatten Thränen in den Augen, und neues Vertrauen auf den lieben, guten, treuen Gott, der alles wohl macht, kam in ihr Herz und erquickte es sanft, wie der Tau, der bereits die Blumen im Thale erfrischte. Die guten Landleute gingen alle gerührt und voll guter Vorsätze nach Hause. „Das ist schön gewesen!" sagten sie auf dem Heimwege zu einander, „und eine solche allgemeine Freude ist wohl, seit das Dorf steht, noch nicht erlebt worden."

Zehntes Kapitel.

Ein Kinderfest.

Die Frau von Waldheim reiste nun mit Karl in die Residenz, stellte diesen ihren wiedergefundenen Sohn dem Fürsten vor und bat um die Wiedereinsetzung in ihre Güter. Der ehrwürdige Pfarrer und der wackere West waren auch mitgekommen, um durch ihr vereintes Zeugnis zu beweisen, Karl sei wirklich der junge Herr von Waldheim. Der Fürst hörte sie sehr gnädig an, fand die vorgebrachten Beweise vollkommen hinreichend und befahl, die Güter unverzüglich ausfolgen zu lassen; er verordnete jedoch, daß die Frau von Waldheim, so lange bis Karl das gesetzliche Alter erreicht haben würde, die Verwaltung der Güter übernehmen solle.

Voll Freude kam Frau von Waldheim mit ihrer Reisegesellschaft zurück auf ihr Schloß. Der ehrwürdige Pfarrer reiste nach ein paar Tagen unter den dankbaren Thränen der Frau von Waldheim, Karls und Emiliens ab, um sich wieder zu seiner geliebten Pfarrgemeinde zu begeben. Karl bezog, reichlich ausgestattet und unter glänzenderen Umständen als vorhin, die hohe Schule. Den trefflichen West aber

ernannte die Frau von Waldheim als Vormünderin zum Rentmeister, und übergab ihm, als einem sehr geschickten Forstmanne, zugleich die Oberaufsicht über die Walddungen, die zu dem Gute gehörten und sehr ansehnlich waren.

Nachdem Karl seine Studien rühmlichst vollendet, dann zu seiner weitern Belehrung und Bildung eine große Reise gemacht und nunmehr seine Herrschaft übernommen hatte, saß er eines Abends mit seiner Mutter und mit Emilie, die nun eine erwachsene schönblühende Jungfrau war, auf der eichenen Bank nächst dem Schloßthore. Es wurden eben die Schafe eingetrieben. Frau von Waldheim hatte sehr viele angeschafft. Auch jenes Lamm hatte sich zu einer kleinen Herde vermehrt, die aber von Emilie als ihr besonderes Eigentum betrachtet wurde. Karl und Emilie unterhielten sich damit, die Schafe und Lämmer zu zählen. „Nun, Kinder," fing die Frau von Waldheim an, als die Herde vorbei getrieben war, „können wir den Gedanken ausführen, mit dem ich euch schon längst bekannt gemacht habe. Die Herde ist jetzt zahlreich genug. Morgen ist es abermals ein Jahr, daß Gott mir, eurer Mutter, und euch, meine lieben Kinder, durch jenes Lamm eine so unbeschreibliche Freude gemacht hat, an der alle Eltern und Kinder unserer kleinen Gutsherrschaft den herzlichsten Anteil genommen haben. Der morgige Tag soll daher ein allgemeines Kinderfest werden für das ganze Dorf und alle dazu gehörigen Orte. Ja, auch die Eltern sollen nicht leer ausgehen." Frau von Waldheim ging nun mit Karl und Emilie in den Schloßhof,

suchte eine Anzahl der schönsten Schafe heraus und befahl dem Schäfer, sie besonders einzuschließen. Am folgenden Morgen gebot sie den Mädchen im Schlosse, die Schafe reinlich zu waschen, und die Mägde wetteiferten, es recht schön zu machen. Die Schafe wurden fast so weiß wie Schnee, und Emilie und Christine schmückten sie überdies noch mit rosenfarbenen Bändern.

Frau von Waldheim ließ nun alle Kinder des Dorfes und des umliegenden Thales, die bereits in die Schule gingen, einladen, nachmittags um zwei Uhr auf das Schloß zu kommen. Die Kinder, Knaben und Mägdlein, kamen mit tausend Freuden und waren wohl schon eine Stunde früher in ihrem schönsten Aufputze vor dem Schloßthore versammelt. Zur bestimmten Zeit wurden sie in den Schloßhof gerufen. Und sieh! da stand zu ihrem Erstaunen eine lange Tafel, fast so lang, als der Schloßhof, und auf der Tafel erblickten sie, zu ihrer nicht geringen Freude, große, schöne Kuchen, blinkende Schüsseln, angehäuft voll mit allerlei Backwerk, und zierliche Körbchen voll roter und schwarzer Kirschen und gelber und blauer Pflaumen. Auch standen einige große gläserne Flaschen mit dunkelrotem Mete dazwischen. Die Kinder mußten nun auf den langen Bänken zu beiden Seiten des Tisches, und zwar auf einer Seite die Knaben und auf der andern die Mädchen, Platz nehmen, und es wurde ihnen von allem reichlich vorgelegt. Da sah man nur lauter fröhliche Gesichter. Die Kinder ließen es sich recht wohl schmecken, und vergaßen auch nicht

von dem süßen Mete auf die Gesundheit der gnädigen Frau, Karls und Emiliens zu trinken.

Nachdem alle satt waren, ertönten auf einmal fröhliche Schalmeien. Die Söhne des Schäfers zogen mit dieser ihrer ländlichen Musik in den Schloßhof; die reinliche, schön geschmückte Schafherde folgte ihnen, und der alte Schäfer, mit seinem großen, zottigen Schäferhunde, machte den Beschluß. Die Kinder hatten an den schönen Schafen große Freude, und bald rief dieses, bald jenes: „O wie schön! So schöne blütenweiße Schafe, die mit so schönen roten Bändern geziert sind, haben wir noch nie gesehen." Aber wie groß war erst die Freude der Kinder, als sie hörten, die Schafe sollen unter sie verteilt werden, und die Kinder jedes Hauses sollen zusammen ein Schaf bekommen! Die Frau von Waldheim wollte die Schafe durch das Los verteilen lassen, um die Verteilung unterhaltender zu machen und jeden Schein von Parteilichkeit zu vermeiden. Jedes Schaf hatte an dem Bande, womit sein Hals ungeben war, ein Blatt mit einer Nummer hängen. In einem großen, irdenen Topfe, den die Kinder einen Glückshafen nannten, befanden sich auf zusammengerollten Blättchen eben die Nummer, wie an den Schafen. Nun mußte ein Kind nach dem andern eine Nummer ziehen, und sobald es gezogen hatte, erschallten die Schalmeien und spielten so lange fort, bis das Schaf mit eben derselben Nummer aus der Herde herausgefunden war. Die Begierde der Kinder bei dem Ziehen, die Er-

wartung, welches Schaf dem ziehenden Kinde zu teil werden würde, die Freude des Kindes, wenn ihm das Schaf übergeben wurde, lassen sich gar nicht beschreiben. Der ganze Schloßhof war voller Jubel.

Nachdem die Schafe alle verteilt waren, zogen die Kinder damit hinab ins Dorf. Die Schäfersöhne mit ihren helltönenden Schalmeien gingen voran, die Schafe, von den Kindern begleitet, folgten, und der alte Schäfer mit seinem Schäferhunde beschloß den Zug. Gleichsam in Triumphe zogen sie in dem Dorfe ein. Als die Leute die Schalmeien und das Jubeln der Kinder hörten und die schön geschmückten Schafe erblickten wunderten sie sich sehr, was doch dieses alles zu bedeuten habe. Allein da sie vernahmen, daß die gnädige Herrschaft die Kinder so gütig beschenkt habe, da hätte ihre Freude kaum größer sein können. Viele Eltern vergoßen über die mildthätigen Gesinnungen ihrer gnädigen Herrschaft Freudenthränen.

In jene Häuser, wo sich kein Schulkind befand, schickte Frau von Waldheim dennoch ein Schaf hin; den wackern Bauersleuten aber, die einst die arme Rosalie so liebreich in ihr Nebenhäuschen aufgenommen hatten, schenkte sie zehn Schafe. Auch den ehrlichen Bauern und die gute Bäuerin auf dem Eichhofe, die einst der kleinen Christine jenes Lamm geschenkt und sie so freundlich zum Nachtessen eingeladen hatten, vergaß sie nicht. Da diese Leute sehr reich waren und noch immer Schafe genug hatten, so ließ sie auf den folgenden Sonntag beide zum Mittagessen einladen, und

der Bauer versicherte öfter, diese Ehre schätze er viel höher, als wenn die gnädige Frau ihm hundert Schafe geschenkt hätte.

Am andern Morgen kamen alle Hausväter aus dem Dorfe in ihren Sonntagskleidern auf das Schloß, der gnädigen Herrschaft für die erzeigte Wohlthat zu danken. Nun nahm Karl das Wort und sagte: „Liebe Männer! ihr wißt, als ein armer Jüngling, der beinahe nichts hatte, als seinen Stab, wanderte ich einst durch diese Gegend. Durch ein Lamm half mir Gott wieder zu meinen väterlichen Erbteile und machte mich so glücklich, der Gutsherr von euch lieben Leuten zu werden. Meine Mutter, meine Schwester und ich wünschen, daß die Wohlthat, die Gott uns durch ein Lamm erwies, auch noch für unsere und eure Nachkommen unvergeßlich bleiben und ihnen zum Segen werden möchte. Hört deshalb, was wir beschlossen haben:

Das Recht der Schafweide in unserm Dorfe hier gehörte bisher ausschließlich der Herrschaft zu. Dieses Recht sollt ihr von dem heutigen Tage an nun alle genießen. Deswegen gab meine Mutter euren Kindern zu einem kleinen Anfange die Schafe. Gott wollte sie euch segnen!

Ich hoffe, euer Ackerbau soll durch die Schafzucht sehr verbessert werden, nach dem alten Sprichworte: Die Fußtritte der Schafe verwandeln sich in Gold. Aber den Aermern, die kleinen Acker haben, wird wenigstens Wolle und Milch sehr gut kommen.

Ich werde die Anstalt treffen, daß die Wolle, die wir gewinnen, sogleich in unserm Dorfe verarbeitet werde, und ich hoffe, es soll noch der Tag kommen, daß die Kleider aller Bewohner meiner Herrschaft von selbst gewonnener Wolle verfertigt sein werden. Gott gebe seinen Segen dazu!“

Karls Wunsch ging auch vollkommen in Erfüllung. Die arme Rosalie, nunmehr Frau Rentmeisterin, und ihre Tochter Christine gaben Unterricht im Wollspinnen und Stricken. Ein Tuchmacher, ein Hutmacher und ein Strumpfwirker zogen auf Karls Veranstaltung in das Dorf. Es wurden sehr schöne Tücher und auch sehr gute Hüte und Strümpfe verfertigt. Karl bemerkte oft mit Rührung, wie groß und klein im Dorfe vom Haupte bis zu den Füßen mit selbst gewonnener und verfertigter Kleidung versehen waren, und wie alle Getreidefelder des Thales in einen blühenderen Zustand kamen und reichlichere Früchte trugen.

Emilie verlegte sich noch besonders auf das Sticken mit gefärbter Wolle. Sie hatte von ihrer kleinen Herde einen Vorrat gesammelt, die von sehr feiner Art war. Der Rentmeister West legte ganz unerwartet ein neues Talent an den Tag. Er hatte von jenem Färber, bei dem er einige Zeit gelebt hatte, gelernt, der Wolle alle Farben, und jeder Farbe alle möglichen Abstufungen zu geben, von dem hellsten Lichte bis zum dunkelsten Schatten. Emilie war daher instandgesetzt, ganz vorzüglich schöne Stickereien zu verfertigen. Karl machte dazu die Zeichnungen und Cristine leistete ihr dabei treffliche Hilfe. Sie stickten bunte Blumen-

kränze und niedliche Körbchen voll Blumen von allen Farben, große Rosensträucher, die mit halb und ganz aufgeblüten Rosen und reichlichem grünen Laube prangten, ja ganze Landschaften, in denen Baumschläge, Felsen, Wasserfälle und dergleichen zu sehen waren, und die mit Gewinden von Reblaube und gelbgrünen und purpurblauen Trauben dazwischen oder mit andern schönen Verzierungen eingefaßt waren. Emilie richtete so nach und nach ein ganzes Zimmer im Schlosse sehr schön ein. Der Teppich auf dem Tische, der Ueberzug der Sessel und des Kanapees und auch der Fußteppich waren auf diese Art gestickt, und wer hineintrat, erstaunte über die lebhaften Farben, die Richtigkeit der Zeichnung und die kunstreiche Schattierung.

Da alle die schöngefärbte Wolle, die dazu verwendet worden, ursprünglich von jenem einzigen Lamme herkam, so machte Karl, nunmehr Herr von Waldheim, eine sehr schöne Zeichnung, in der er den ihm unvergeßlichen Augenblick abbildete, in dem er Mutter und Schwester vermittelst des Lammes wieder gefunden. Ganz im Vordergrunde auf der Felsenbank unter den Eichen zeichnete er seine Mutter, nebst ihrer Gesellschafterin Rosalie. Weiterhin in dem Walde erblickte man Emilie und Christine und ihn selbst, und in ihrer Mitte befand sich das Lamm. Er hielt in einer Hand den Ring, und deutete mit dem Zeigefinger der andern Hand auf die goldenen Buchstaben, die auf dem roten Halsbande des Lämmchens deutlich zu sehen waren. Emilie aber zeigte mit ausgestrecktem Arme nach der Gegend hin,

wo ihre Mutter saß, als wollte sie sagen: „Dort ist sie!"

Karl malte die Zeichnung mit sehr lebhaften Farben vortrefflich aus, und die sehr kenntlichen Personen auf dem Bilde, die nebst dem Lamme von der untergehenden Sonne kräftig beleuchtet waren, machten zwischen den dunkeln Schatten des Waldes eine unvergleichliche Wirkung. Er hängte das Gemälde, in einen goldenen Rahmen gefaßt, in dem Zimmer auf, nachdem er zuvor mit goldenen Buchstaben die drei Worte darunter geschrieben hatte:

„Unter Gottes Leitung!"

II.

Die Waldkapelle.

Christoph von Schmidt.

Die Waldkapelle.

Konrad Ehrlieb war ein schöner, blühender Jüngling, voll Gesundheit und Leben, hatte das Handwerk eines Kupferschmiedes wohl und richtig erlernt und befand sich bereits drei Jahre in der Fremde. Anständig gekleidet, ein schweres Felleisen auf dem Rücken und einen knotigen Wanderstab in der Hand, schritt er einmal an einem heißen Sommertage durch einen dicken Wald — und verlor den rechten Weg. Wohl zwei Stunden irrte er in dem Walde hin und her und wußte zuletzt schlechterdings nicht mehr, wo an und wo aus. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange. Da sah er endlich, von ihren goldenen Strahlen beleuchtet, die Turmspitze einer kleinen Kapelle aus den dunkeln Tannen hervorragen. Er ging darauf zu, kam aber bald auf einen wohlbetretenen Fußweg und gelangte zu dem Kapellchen, das auf einer schönen, grünen Anhöhe einsam im Walde stand.

Sein Vater hatte ihm die gute Lehre gegeben: „Gehe, wenn es je Zeit und Umstände erlauben, nie an einer offenen

Kirche vorbei; denn sie ist ja zur Anbetung deines Schöpfers erbaut und der Turm ist gleichsam ein aufgestreckter Finger, der zum Himmel zeigt. Wie solltest du eine Gelegenheit, dein Herz zum Himmel zu erheben und dich vor deinem größten Wohlthäter niederzuwerfen, ungenützt vorbeigehen lassen! Auch magst du da leicht ein Gemälde oder sonst ein Kunstwerk sehen, das dich freut und dir das Herz erweitert; oder du kannst vielleicht irgend einen Spruch lesen, der dir Trost und Mut gewährt und dich im Guten stärkt."

Konrad gedachte dieser Ehrmahung seines Vaters und ging in die offene Kapelle hinein. Das dunkle Gewölbe, die grauen Wände, die schmalen Fenster mit kleinen, runden Scheiben und der altertümliche Altar versetzten ihn einige Jahrhunderte zurück in die Zeiten der Vorwelt. Die tiefe Stille, die an diesem Gott geweihten Ort herrschte, lud ihn zur Andacht ein. Er kniete in den letzten Stuhl nächst der Thüre und betete eine Weile. Bevor er sein Felleisen wieder aufnahm, ging er nach vorwärts zu dem Altare, um das Altarblatt, das ihm ein ehrwürdiges Denkmal alter Kunst schien, näher zu betrachten. Da bemerkte er auf dem Betstuhle, der vor dem Altare stand, ein kleines, niedliches Gebetbüchlein, in roten Saffian gebunden und mit goldenem Schnitte geziert. Er öffnete das Büchlein — und stand vor Erstaunen wie versteinert da. Denn vorn in dem Büchlein, auf dem ersten weißen Blatte, las er seinen Namen, von seiner eigenen Hand geschrieben. Allein es war ihm, als

sähe er die Buchstaben nur im Traume, und er glaubte kaum seinen Augen.

Er durchblätterte das Büchlein. Das liebliche Titelkupfer — der göttliche Kinderfreund, der die Kleinen segnet —einige Gebete und mehrere ihm gar wohl bekannte Reime in dem Büchlein kamen seinem Gedächnisse zu Hilfe. „Ja," sagte er innig gerührt, „das Büchlein war einst mein; dieser Name ist von meiner Hand geschrieben. So schrieb ich als ich noch zur Schule ging. Aber wie in aller Welt das Büchlein hieherkommt in diese einsame Kapelle, mitten in einem dichten Walde — das ist mir unbegreiflich."

Tausend Einnerungen aus seiner Kindheit wurden in ihm rege. Eine mächtige Sehnsucht nach den lieben Seinigen erwachte in seinem Herzen. Heiße Thränen flossen über seine Wangen. „O Du lieber, guter Gott," sagte er und kniete auf den Betstuhl hin, „was für gute Eltern hast Du mir gegeben! Welche seligen Tage hatten wir Kinder einst in unserm väterlichen Hause! O, wie glücklich war ich damals, als unsre liebreiche, freundliche Mutter, wenn sie an ihrem Nähtischchen saß, uns Kinder zu ganzen Stunden neben ihren Knieen stehen hatte und uns von Dir und deinem lieben Sohne erzählte und wenn unser lieber, guter Vater, der als Gerichtshalter den ganzen Tag mit Amtsgeschäften zu thun hatte, am Abende heimkam und uns mit allerlei anmutigen, oft sehr wunderbaren Geschichten erheiterte und belehrte! Wie vergnügt waren wir, mein kleines Schwesterchen und ich, wenn wir in dem großen, schönen

Garten am Hause miteiander spielten, oder allerlei Gartenarbeiten zur Freude der Eltern verrichteten! — Allein der traurige Krieg hat schon längst uns alle aus unserer geliebten Heimat vertrieben und von einander getrennt! Ach, die gute Mutter ist schon lange im Elende gestorben, und ihre treue Hand, aus der ich dieses Büchlein erhielt, ist bereits im Grabe verwest! Von dem guten Vater habe ich schon seit vielen Jahren kein Wort mehr gehört, und der Jammer hat wohl auch ihn vor der Zeit in das Grab gebracht! Wo meine arme Schwester umherirrt, ob sie noch lebt, oder wie es ihr geht, weiß ich nicht! Von allen meinen lieben Angehörigen getrennt, lebe ich nun allein in der Welt! Nur Du, großer, allwissender Gott, weißt es, ob mein Vater und meine Schwester noch leben! O, wenn auch nur eines von ihnen noch lebt! — o, so führe du uns doch wieder zusammen! Erbarme Dich meiner, barmherziger Gott! Erhöre jetzt das Gebet, mit dem mein Vater damals zu Dir flehte, als ich ihn das letzte Mal sah; erfülle den Segen, den er mir im Glauben an Dich bei dem Abschiede gegeben hat!"

Auf diese und ähnliche Art betete Konrad noch lange Endlich stand er auf. „Das Büchlein," sagte er, „getraue ich mir nicht mitzunehmen. Ich weiß nicht, ob ich es jetzt noch als mein Eigentum betrachten darf. Indes hat sicherlich jemand es hier liegen lassen und kommt, bevor die Nacht einbricht, vielleicht wieder hieher, um es zu holen. Am

besten wird es sein, ich warte hier eine Zeit. Vielleicht erhalte ich dann über manches nähere Auskunft."

Er setzte sich gedankenvoll in eine Ecke der Kapelle und fing an in dem Büchlein zu lesen. Allein er hatte kaum zwei Seiten gelesen, so trat in sittsames reinlich und nett gekleidetes Mädchen von etwa sechzehn Jahren ehrerbietig in die Kapelle, näherte sich dem Altare, verneigte sich und sagte laut mit einem Seufzer: „Ach Gott, nein, es ist nicht mehr da! Ich wollte lieber, ich weiß nicht was, verloren haben." Sie betete noch einige Augenblicke voll Andacht vor dem Altare knieend und wollte dann wieder gehen.

Jetzt trat Konrad mit dem Büchlein in der Hand hervor. Sie hatte ihn vorhin nicht bemerkt und erschrack ein wenig, als sie ihn so unvermutet erblickte. Er aber sagte mit bescheidenem Anstande: „Sie hat wohl das Büchlein da liegen lassen, Jungfer?"

„Ja," sagte sie fröhlich, indem sie es in seiner Hand erblickte. „Es steht vorn der Name darin: „Konrad Ehrlieb."

„Es scheint Ihr an diesem Büchlein sehr viel gelegen," sagte Konrad. „Dürfte ich wohl fragen, warum? Der Name Konrad Ehrlieb ist mir gar nicht fremd. Ich kann der Jungfer sichere Nachrichten von ihm geben."

„Wenn Er das könnte," sagte sie, „so würde Er mich unbeschreiblich glücklich machen. Dieser Konrad Ehrlieb geht mich sehr nahe an. Viele Reisende behaupteten zwar,

sie hätten ihn da oder dort gesehen. Allein die Nachrichten haben sich leider nie bestätigt!

Ich muß Ihm doch einiges von meiner Geschichte kurz erzählen," sagte sie weiter; „vielleicht kann Er daraus abnehmen, ob er diesen Ehrlieb kennt. Mein Vater war Beamter jenseits des Rheins. Der Krieg und die feindliche Besitznahme des Landes nötigten ihn, unser geliebtes Vaterland zu verlassen. Sein Fürst, der selbst alles verloren hatte, war außer stande, ihn weiter zu unterstützen. Die Lage des guten Vaters wurde sehr traurig. Die Mutter starb vor Jammer und Elend. Der Vater fühlte den Verlust doppelt, weil zwei Kinder, mein Bruder und ich, es ihm schwer machten, umher zu reisen und Dienste zu suchen. Ein Bürger des Städtchens, wo die Mutter starb, ein braver Kupferschmied, der keine Kinder hatte, erbot sich, den Bruder einstweilen anzunehmen. Ich reiste mit dem Vater weiter — weit, weit fort. Der Vater wurde auf der Reise krank und starb nach wenigen Tagen unerwartet schnell. Ich war ein Kind von sechs Jahren, noch zu jung, diesen Verlust ganz zu fühlen. Eine mitleidige Bürgersfrau erbarmte sich meiner und nahm mich in ihr Haus auf. Nun ist das aber schon bald zehn Jahre, daß der Vater starb, und seit der Zeit hörte ich nichts mehr von dem Bruder. Der Vater hatte noch in der Nacht seines Todes den Gastwirt, in dessen Haus er starb, dringend ersucht, seinen Tod und seine letzten Segenswünsche dem Bruder zu berichten und den menschenfreundlichen Kupferschmied

zu bitten, Vaterstelle an den armen Waisen zu vertreten. Der gute, totschwache Vater hatte noch mit zitternder Hand den Namen der Stadt und des Bürgers, bei dem der Bruder damals war, auf ein Blatt geschrieben. Unglücklicherweise ging aber das Blatt verloren. Eine Magd, die nicht lesen konnte, hatte es bei dem Aufräumen in dem Zimmer des Verstorbenen in die Hände bekommen und es als unnütz zerrissen und weggeworfen. Ach, schon viele tausendmale dachte ich an den Bruder! Wir erkundigten uns überall auch nach ihm; allein alle Erkundigungen waren vergebens. Das Büchlein da ist alles, was ich noch von ihm habe. Obwohl ich es nicht aus seiner Hand erhielt, so steht doch sein Name, von seiner Hand geschrieben, darin und es ist mir deshalb ein höchst schätzbares Andenken. Ich fand es unten in dem kleinen Koffer, der unsere geringen Habseligkeiten enthielt. Als der Vater den Bruder zurückgelassen und ihm seine Kleidungsstücke ausgepackt hatte, ward das Büchlein übersehen; so blieb es in meinen Händen."

Jetzt rief Konrad, dem schon lange die Thränen in den Augen standen, mit innigst bewegtem Herzen und bebender Stimme: „O Gott, wie wunderbar bist Du! Nicht wahr, liebes Kind, du heißt Louise?"

„Ja," sagte sie erstaunt und ihn mit großen Augen anblickend, „Louise Ehrlieb, ist mein Name."

„O, so sei mir denn tausend- und tausendmal willkommen — geliebteste Schwester!" rief er. „Sieh, diese Zeilen habe ich geschrieben; dies ist mein Name. Ich bin wahrhaftig dein Bruder, Konrad Ehrlieb."

Die Schwester war über dieses unerwartete Wiedersehen fast außer sich. Der Bruder war nicht weniger erschüttert. Beide standen eine Weile sprachlos. Endlich brachen sie beide in Freudenthränen aus und grüßten einander vor dem Altare mit frommer Rührung auf das herzlichste.

Nachdem sie sich von der ersten Freude des Wiedersehens erholt hatten und etwas gefaßter waren, sprach der Bruder? „O du gute, liebe Schwester, ich erinnere mich noch gar wohl, wie ich von dir Abschied nahm. Eine fremde Herrschaft, die, wie unser Vater, sich auch auf der Flucht befand und auch ein paar Kinder bei sich hatte, erbot sich, dich bis zur nächsten Stadt mitzunehmen, und unser Vater wollte, weil für ihn im Wagen kein Platz mehr war, zu Fuß nachreisen. Ich weiß noch wohl, wie du dich freutest, daß du in einer Kutsche fahren durftest, und wie ich weinte, als dich der Vater in die Kutsche hob. Damals warst du noch sehr klein und ich habe dich mir noch immer als ein Kind gedacht. Du bist indes sehr groß geworden und siehst sehr gesund und blühend aus. Ich hätte dich nicht mehr gekannt, liebe Schwester! O, gottlob! daß ich dich wieder habe."

„Ach," fuhr er fort, „mir ist das Herz so voll zum Zerspringen, von Freude, daß ich dich wiedergefunden habe, liebste Schwester, und von Leid, daß es nun gewiß ist — was ich immer vermutete! daß unser guter Vater nicht mehr lebt! O, du glaubst nicht, wie viele schwere Stunden ich hatte, daß ich und der redliche Kupferschmied, der mich so gütig aufgenommen hatte, keinen Buchstaben von dem Vater

zu sehen bekamen. Der geschickte Meister lehrte mich indes sein Handwerk. Ich mußte es aber oft anhören, wie die Leute ihm Vorwürfe machten, daß er so thöricht gewesen, mich anzunehmen. Mein Vater habe ihn betrogen, sagten sie, habe sein Wort, mich wieder abzuholen und die Kosten für meine Verpflegung zu vergüten, nicht gehalten; habe meiner nur los werden wollen und so sein eigenes Kind böslich verlassen. Du kannst denken, wie diese Reden mich schmerzten, obwohl ich sie nicht glaubte. Denn wie hätte ich sie glauben können! O, du weißt ja, wie fromm und gut unser lieber Vater war! — Nun will ich sogleich dem ehrlichen Kupferschmied, meinem Lehrmeister, schreiben, daß ich dich, liebe Schwester, wiedergefunden habe, daß aber unser geliebter Vater, bald nachdem er mich ihm anvertraut hatte, gestorben sei. Der Meister wird sich freuen, daß er sich in dem Vater nicht geirrt hat und daß unser seliger Vater ein edler, ja ein wahrhaft christlicher Mann gewesen sei."

„Ja, das war er!" sagte Louise. „Ich werde es in meinem Leben nicht vergessen, wie er in der Nacht, in der er starb, mich wecken und an sein Sterbebett bringen ließ und wie er da mich — und auch dich, liebster Bruder! — noch gesegnet hat. Er sah dabei so fromm und andächtig aus, als wäre er schon verklärt. Das Bild des guten sterbenden Vaters wird nie aus meiner Seele kommen!"

„Ach," sagte Konrad, „als ich vorhin in diese Kapelle trat, dachte ich unsers guten Vaters besonders lebhaft! Es

war mir, als sähe ich seine ehrwürdige Gestalt mit Augen, gerade so, wie er das letzte Mal mit wehmütigem, blassem Angesichte vor mir stand und Abschied von mir nahm. Ja, es war mir, als sei es erst geschehen, obwohl seitdem schon viele Jahre vergangen sind. Es war morgens nach jenem Tage, an dem du in der Kutsche fortgefahren warst. Der Vater machte sich an diesem Morgen sehr frühe auf den Weg. Ich begleitete ihn bis zu dem nächsten Dorf. Die Thüre der Kirche stand offen. Er ermahnte mich bei dieser Gelegenheit, ich solle nie an einer offenen Kirchenthür vorbeigehen. Er ging mit mir hinein. Es war so frühe noch kein Mensch in der Kirche. Der Vater kniete mit mir an dem Altare nieder und betete unter Thränen, und ich weinte betete auch. Nun stand er auf und sagte: „Ich habe dich, lieber Konrad, und die gute Louise jetzt Gott recht empfohlen und euch ihm ganz übergeben." Er ermahnte mich hierauf, Gott immer vor Augen und in dem Herzen zu haben, die göttliche Lehre Jesu stets getreulich zu befolgen und nie etwas Böses zu thun. „Ich lebe wohl nicht mehr lange," sagte er unter anderm, „und du siehst mich jetzt villeicht das letzte Mal. Wenn du aber einmal im stande sein wirst, so nimm dich deiner guten Schwester brüderlich an." Ich mußte ihm vor dem Altare die Hand darauf geben, daß ich alles thun wolle, was er mir gesagt hatte. Er hieß mich dann niederknieen, blickte voll Andacht zum Himmel und segnete mich. Hierauf hob er mich auf, küßte mich, gab mir noch einiges Geld und konnte vor Weinen

kaum mehr die Worte hervorbringen: „Gott sei mit dir!“ Als wir aus der Kirche herauskamen, sah er mich seinen rotgeweinten Augen noch einmal unaussprechlich wehmütig und liebreich an, sagte schluchzend. „Lebe so, daß wir im Himmel wieder zusammenkommen!“ und wandte sich schnell um und eilte um die Ecke der Kirche — und von diesem Augenblicke an sah ich ihn nicht mehr! Hier in dieser einsamen Kapelle ging mir nun jener traurige Abschied aufs neue zu Herzen. Das inbrünstige Gebet des guten Vaters in jener Dorfkirche kam mir zu Sinn. Ich mußte weinen, was du mir wohl noch wirst angesehen haben. Ich betete recht von Herzen, Gott wolle sich meiner erbarmen und nach so vielen Jahren banger Sehnsucht mich doch endlich einmal etwas von dem guten Vater und von dir erfahren lassen. — O, wie getrost bin ich, daß der selige Vater meiner nicht vergessen, daß er meiner noch im Tode so liebreich gedacht und mich gesegnet hat!“

„Ach, der gute, gute Vater!“ sagte die Schwester, die in Thränen zerfloß. „O, er ist nun im Himmel, und sein Segen ruht sichtbar auf uns, seinen Kindern. — Ja, liebster Bruder, das ist doch recht wunderbar! Sieh, vor dem Altare jener Kirche nahm der Vater Abschied von dir, und hier, vor dem Altare dieser Kapelle finden wir, seine zwei Kinder, uns jetzt wieder. Das ist von Gott! Gott hat das Gebet des Vaters in jener Kirche und dein Gebet in dieser Kapelle erhört! — O gottlob, daß du den Ermahnungen des seligen Vaters getreu bliebst und Gott vor Augen

hatteſt! Gottlob, daß du an dieſer Kapelle nicht vorbeigingſt; ſonſt hätten wir uns wohl auf dieſer Welt nie mehr gefunden. — O, komm, wir wollen ſogleich jetzt hier am Altare niederknieen und Gott danken, daß er uns ſo glücklich wieder zuſammenführte!“

Beide Geſchwiſter knieten vor dem Altare nieder und dankten Gott von ganzen Herzen und unter heißen Thränen für ſeine gütige Schickung.

Hierauf ſprach der Bruder zur Schweſter: „Aber nun ſag' mir doch, liebſte Schweſter, wie um des Himmels willen du hieher gekommen biſt und wie du dich ſo tief in den Wald hineinwagen konnteſt?“

„Wir ſind nicht ſo tief im Walde, als du denkſt,“ ſagte Louiſe. „Der Wald iſt hier ſchon beinahe zu Ende. Wir befinden uns hier auf einer Anhöhe. Etwa fünfzig Schritte von hier öffnet ſich ein weites freundliches Thal mit vielen Ortſchaften. Der Weg zu dieſer Kapelle iſt ſehr beſucht. Im Frühlinge und im Sommer gehe auch ich, wenn das Wetter ſchön iſt, an den Sonntagen nachmittags oder auch an andern Tagen, an denen ich früher Feierabend bekomme, faſt immer hieher. Es iſt ein ungemein ſchöner, ſchattiger Spaziergang, zwiſchen zwei Reihen von Obſtbäumen. Eine gute Freundin von mir, gar eine verſtändige und ſittſame Bürgerstochter, geht allemal mit mir. Auch heute begleitet ſie mich. Sie hatte aber nicht Zeit, mit mir zurückzukehren, als ich wegen des verlorenen Büchleins noch einmal hieher eilte. — Denn das kleine Büchlein da iſt mir

mein liebstes Gebetbüchlein. Ich nehme es fast immer mit, obwohl ich's beinahe ganz auswendig kann. — O wie oft dachte ich in diesem Kirchlein hier an dich, lieber Bruder, und flehte zu Gott, er wolle dich mir wieder schenken. Und auch dieses mein Gebet war nicht vergebens. Durch den kleinen Zufall, daß ich mein liebes Büchlein hier liegen ließ, führte mir ja Gott dich, den geliebten Bruder zu. Der Verlust des Büchleins schien mir kein kleines Unglück und ist nun mein größtes Glück!"

„Ebenso," sprach der Bruder, „ging es mir mit meiner Verirrung im Walde. Ich war sehr bekümmert, daß ich den Weg verlor — und wie groß ist nun meine Freude, daß ich dich fand! So geht es aber immer; durch Leiden führt Gott zu Freuden. Allein, wo hälst du dich denn jetzt auf, liebste Schwester?"

„Kaum eine Viertelstunde von hier," sagte Louise, „unten im Thale, liegt Schönborn, ein ansehnlicher Marktflecken. Dort wohnt die edle Bürgersfrau, die mich auf und annahm. Sie ist eine Witwe und hat sonst keine Kinder. Ihr Mann war ein sehr vermöglicher Kaufmann. Sie liebt mich ungemein und hält mich nicht anders als ihr eigenes Kind. Aber, o, komm, laß uns jetzt gleich zu ihr!" Nimm Hut und Stock, ich will dir dein Felleisen tragen; denn du bist wohl sehr müde! Komm, meine Pflegemutter wird eine große Freude haben, dich kennen zu lernen."

Sie machten sich beide auf den Weg. Bruder gab es aber nicht zu, daß ihm die Schwester das schwere

Felleisen trug. Unter vertraulichen Gesprächen gingen sie die kurze Strecke Weges nach Schönborn. Als sie in dem reinlichen, wohlbekannten und wohleingerichteten Hause angekommen waren, wollte die Frau es nicht sogleich glauben, daß der fremde Jüngling Louisens Bruder sei. Es kamen mehrere Neugierige herbei. Der Eine sagte: „Freilich ist er Lieschens Bruder; er sieht ihr ja gleich." Der Andere schüttelte den Kopf und sagte: „Trau — schau — wem!" Allein Konrad öffnete sein Brieftasche, legte sein Wanderbuch und ein Zeugnis seines Ortspfarrers vor — und nun zweifelte niemand mehr. Und als die Frau erst vernahm, wie die Kinder sich fanden, weinten sie die hellen Thränen.

„Mein Haus habe ich immer Louise zugedacht," sagte sie; „es soll ihr auch bleiben, wenn sie gut und brav bleibt, wie bisher, und mir nicht ausartet und nicht den leichtfertigen Mädchen gleich wird, die, frech in Kleidung und Gebärde, nichts wissen, als sich zu putzen und schlechten Vergnügungen nachzulaufen. Dir aber, guter Konrad, soll deshalb doch auch geholfen werden. Gott hat mich mit zeitlichen Gütern gesegnet, und ich kann sie nicht besser anwenden, als Menschen damit glücklich zu machen. Ein Kupferschmied fehlt hier gerade. Der alte ist seit einem halben Jahre tot und sein Haus ist feil. Das kaufe ich für dich, wenn du anders im stande bist, dein Meisterstück zu machen, daß Meister und Gesellen es loben müssen."

Die Frau hatte dieses in der Freude ihres Herzens gesagt. Einige ihrer Verwandten, lauter reiche Leute, die aber hungriger nach Geld waren, als der Bettler nach einer Armensuppe, wollten es ihr ausreden. Allein sie war edel und standhaft genug, ihr Wort zu halten. Konrad wurde einer der angesehensten Bürger und würdigsten Familienväter des Orts. Er hatte sich Louisens Freundin zur Hausfrau gewählt. Auch Louise war sehr glücklich verheiratet.

Konrad hatte auch seines guten Lehrmeisters nicht vergessen. Nicht nur schrieb er von Zeit zu Zeit Briefe, in denen das dankbarste Herz wahrzunehmen war; er bezeigte seinen Dank auch durch die That. Als der brave Meister anfing zu altern, wenig mehr arbeiten konnte, seine Ehefrau durch den Tod verloren hatte und durch die Kriegsvorfälle, in seinen Vermögensumständen sehr zurückgekommen war, beschloß Konrad ihn abzuholen und behandelte ihn beständig mit einer Ehrerbietigkeit, Liebe und Dankbarkeit, als wäre der gute alte Mann sein lieblicher Vater. Ebenso kindlich dankbar betrug Louise sich gegen ihre Pfegemutter. Die beiden alten Leute sagten gar oft: „Gott hat uns zwar nicht mit eigenen Kindern gesegnet; aber diese angenommenen Kinder machen uns so viel Freude, daß wir auch an eigenen Söhnen und Töchtern nicht mehr Trost und Freude erleben könnten."

Die alte Kapelle im Walde ließen beide Geschwister gemeinschaftlich erneuern, und Konrad pflanzte auf dem

schönen Hügel, auf dem sie stand, vier Linden. Auch das alte Gemälde, das von Alter unscheinbar geworden war und das ein geschickter Maler ausnehmend lobte, ward gereinigt und aufgefrischt und nahm sich nun ungemein schön aus. Wer in die Kapelle hineintrat, ward entzückt. Sie war schön hell und weiß und gar freundlich blickten der blaue Himmel und die grünen Lindenzweige durch die spiegelklaren Fenster herein. Der einzige Altar glänzte wie weißer Marmor und war einfach mit Gold verziert. Die schönste Zierde war aber das Gemälde. Die ungemeine Lieblichkeit der Farben und die Anmut der Gestalten rührte jedermann. Es stellte die heilige Familie vor. Die heilige Jungfrau saß, mit ihrem göttlichen Kinde auf ihrem Schoße, am Eingange ihrer Hütte, deren Wände mit Reblaub bewachsen waren. Der fromme Pflegevater bot dem Kinde ein zierliches Körbchen mit Trauben dar. Beide Eltern blickten voll Zärtlichkeit auf das Kind, und das Kind, erhob andächtig die zusammengelegten Händchen und blickte mit unaussprechlicher Andacht zum Himmel. Auf einer Seite war etwas von einem Tischen, mit weiblichen Arbeiten, auf der andern Seite einiges Zimmermannsgerät zu sehen — und unter dem Gemälde stand mit großen goldenen Buchstaben der Reim geschrieben:

Bei Eintracht, Fleiß und Frömmigkeit
Wohnt himmlische Zufriedenheit.

III.

Die Kirsche.

Christoph von Schmidt.

Die Kirsche.

In dem freundlichen Dörflein Rebenheim, das. von Obstgärten und Weinbergen umgeben, unweit des Rheins liegt, lebte der treffliche Amtmann Ehrenberg. Er wurde wegen der Treue, mit der er sein Amt verwaltete und auf Recht und gute Ordnung hielt, allgemein geachtet; seine Ehegattin war besonders wegen ihrer Wohlthätigkeit gegen die Armen allgemein beliebt. Sie hatten nur ein Kind, die kleine Karoline, die sehr schön heranblühte, und sehr frühe einen hellen Verstand und ein sehr gutes Herz zeigte. Beide Eltern liebten sie unbeschreiblich und erzogen sie vortrefflich.

Bei dem Amthause befand sich, außer dem großen Baumgarten und dem wohlangebauten Gemüsegarten, noch ein kleines Gärtchen, das mit Blumen bepflanzt war. An dem Tage, da Karoline geboren ward, setzte der Vater, in die Mitte des Blumengärtchens, ein Kirschbäumchen; er hatte ein Bäumchen mit niederm Stamme gewählt, damit Karoline die Blüten desto genauer betrachten, und die Früchte leichter pflücken könne. Als das Bäumchen das

erste Mal blühte, und mit Blüten so überdeckt war, daß es nur ein einziger weißer Blütenstrauß schien, betrachteten Vater und Mutter es eines Morgens und freuten sich des herrlichen Anblicks. Die Mutter hatte die kleine Karoline auf dem Arm: das Kind lächelte das blühende Bäumchen an, streckte die Händchen darnach aus und bezeugte seine Freude in Worten, die freilich noch etwas undeutlich waren. Allein die Eltern verstanden die Worte sehr wohl: „Blumen! Blumen! Schön! schön!" Sie hatten an dem lieblich blühenden Kinde eine ungleich größere Freude, als an dem blühenden Bäumchen, ja als an allen ihren Gärten und Weinbergen, und an allem, was sie hatten. Beide Eltern gelobten es Gott heilig an, Karoline fromm und gut zu erziehen; beide flehten zu Gott, er wollte ihre Bemühungen segnen, und Karoline zu seiner Ehre und ihrer Freude heran wachsen lassen.

An diesen Bemühungen ließen es die guten Eltern nicht fehlen. Die Mutter gab Karoline den ersten Unterricht in der Religion; sie redete mit ihr herzlich und rührend von dem lieben Vater im Himmel, der die Blumen wachsen, die Bäume blühen und die Kirschen und Trauben reifen mache; sie erzählte ihr von dem göttlichen Kinderfreunde Jesus, der gute Kinder so lieb hatte. Auch lehrte sie die Kleine solche häusliche Arbeiten verrichten, die ihren zarten Kräften angemessen waren. Der Vater machte sich das angenehmste Geschäft daraus, in den Stunden, die er nicht in der Amts-

stube zubringen mußte, Karoline im Lesen und Schreiben selbst zu unterrichten.

Eine sehr wohlthätige, ja die einzige Erholung fand er in seinem Baumgarten. Da er den größten Teil des Tages in der Kanzlei saß und nur schwarz auf weiß vor sich sah, so fühlte er sich im Grünen des herrlichen Baumgartens immer sehr wohl und er wartete der Bäume selbst. Es gab da für ihn von den ersten Frühlingstagen an bis spät in dem Herbst, wo er zu seinem nicht geringen Vergnügen die Früchte abnahm, sehr viel zu thun. Die sorgfältige Mutter besorgte, mit Hilfe der Magd, den Gemüsegarten. Als Karoline acht Jahre alt war, wurde ihr, jedoch unter Aufsicht der Mutter, die Pflege des Blumengärtchens aufgetragen. Sie fühlte sich dadurch sehr geehrt und erfreut. Sie vollzog den Auftrag über alle Erwartung der Mutter ganz vortrefflich.

Der Vater schenkte Karoline das Kirschenbäumchen in Mitte des Blumengärtchens. Sie hatte größere Freude daran, als an allen Blumen. Sie besuchte und bewunderte es alle Tage, von der Zeit an, da die Blütenknospen aufbrachen, bis die Früchte reif waren. Es betrübte sie zwar als die schönen weißen Blättchen der Blüten abfielen; allein mit Vergnügen bemerkte sie, wie die Kirschen, erst noch grün und kleiner als Erbsen, zum Vorschein kamen und nach und nach immer größer wurden, bis endlich die schönen roten Kirschen zwischen dem grünen Laube hervorglänzten. „So ist es nun einmal!“ sprach der Vater, „Jugend und Schön-

heit vergehen wie Blüten; die Tugend aber ist die Frucht, die man von dem Baume erwartet. Die ganze Erde ist gleichsam ein großer Garten, in dem Gott jedem Menschen eine Stelle anwies, reichliche Früchte des Guten zu bringen. Wie Gott dem Baume Regen und Sonnenschein gibt, so gibt er uns seine Gnade zum Wachstume in jeder Tugend — wenn wir es nur an uns nicht fehlen lassen."

Karoline versprach, das ihrige getreulich zu thun, und ihr tägliches Betragen rechtfertigte auch die schönen Hoffnungen der Eltern. Die kleine Familie lebte sehr zufrieden und vergnügt und trug nicht nur durch Rat und That, sondern vorzüglich durch ihr schönes Beispiel sehr viel bei, daß auch die wackern Landleute im Dorfe und in der Gegend umher in Eintracht und Friede lebten und sich dabei sehr glücklich fühlten.

Allein der Krieg, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in den herrlichen Rheingegenden schon so viele Verheerungen angerichtet hatte, näherte sich nunmehr auch diesem friedlichen Thale, in dem bisher Ruhe und stilles, häusliches Glück gewohnt hatten. Das Dorf war wechselweise, bald von Freunden, bald von Feinden besetzt und litt dabei unbeschreiblich. Jetzt behauptete es wieder der Feind und erpreßte, da es ihm an Lebensmitteln fehlte, beinahe den letzten Bissen Brot. Allein noch einmal sollte er aus dieser Gegend vertrieben werden. Die Deutschen hatten den Feind vor Aufgang der Sonne mit großem Mute angegriffen und waren bis an das Dorf vorgedrungen.

Hier wurde der Kampf heftiger; das Feuer der kleinen Gewehre dauerte unausgesetzt. Von den Bergen zu beiden Seiten des Dorfes donnerten die Kanonen. Die Kugeln flogen über das Amtshaus hin und her und am Ende des Dorfes fing es an zu brennen. Der brave Amtmann machte, sobald der Donner der Geschütze sich entfernt hatte, Anstalten zum Löschen. Seine Frau saß, mit gerungenen Händen und bleich wie eine Wand, am Fenster der unteren Stube und blickte inbrünstig betend zum Himmel. Karoline kniete weinend neben ihr, erhob die zitternden Hände und betete so innig, wie die Mutter.

Es war bereits nachmittags drei Uhr. Da wurde plötzlich an der Hausthür geschellt. Die Frau schaute durch das Fenster. Ein Offizier in Husaren-Uniform hielt mit seinem Pferde, von dem er abgestiegen war, vor der Thür. „O gottlob!" rief die Mutter, „er ist von dem Heere der Deutschen." Karoline eilte hinaus und öffnete die Hausthür; die Mutter folgte. Der Offizier hatte indes das Pferd neben der Thür angebunden. „Lieber Himmel, wie erschrocken sehen sie aus!" sprach er freundlich, indem er die bleichen Gesichter erblickte. „Seien sie ruhig! die Gefahr ist vorüber. Sie sind sicher. Auch das ausgebrochene Feuer ist so viel als gelöscht. Der Herr Amtmann wird sogleich hier sein. Ich bitte bloß um eine Erquickung und wäre es, wenn sie nichts anderes haben sollten, auch nur ein Bissen Brot und ein Trunk Wasser!" Er trat in das Zimmer, lehnte den Säbel in eine Ecke, setzte sich und wischte mit

einem weißen Tuch das glühende Angesicht. „Dieses Mal ging es scharf her," sagte er; „doch Gott sei gelobt, wir haben gesiegt."

Ein Engel des Himmels hätte der Mutter und Tochter keine erfreulichere Erscheinung sein können. Die Mutter hatte noch einige Flaschen alten Rheinwein im Keller tief unter dem Sande verborgen, in dem das Wintergemüse aufbewahrt gewesen, von dem hie und da noch ein Blatt zu sehen war. Der Feind hatte diesen Wein nicht entdeckt. Sie brachte eine Flasche Wein und ein Stück Roggenbrot dazu. Sie entschuldigte sich, daß von Speisen nichts mehr vorrätig sei. „Das ist genug," sagte der Offizier, indem er nach dem Brot griff und sogleich davon aß; „das schmeckt! Es ist der erste Bissen, den ich heute genieße."

Karoline ging und brachte von ihrem Bäumchen, auf einem reinen weißen Porzellanteller, die schönsten hochroten Kirschen. „Kirschen?" rief der Offizier; „die sind gegenwärtig hier zu Lande eine Seltenheit. Es ist ein Wunder, daß sie der Feind schonte. Es sind ja alle Bäume umher abgeleert."

„Die Kirschen," sagte die Mutter, „wuchsen auf einem niederen Bäumchen, das in Karolinens Blumengärtchen steht und an ihrem Geburtstage gepflanzt wurde. Sie sind erst seit einem oder zwei Tagen reif geworden. Der Feind mag auf das kleine Bäumchen nicht geachtet haben."

„Und diese Kirschen tragen sie mir auf, holde Kleine?"

sagte der Offizier erfreut. „O nicht doch; sie sind für sie. Es wäre Sünde, ihnen nur eine einzige zu nehmen."

„Wie könnten wir," sagte Karoline, „den edlen Männern, die ihr Blut für uns vergießen, einige Kirschen versagen?" und die hellen Thränen standen ihr in den freundlichen, dunkelblauen Augen, und flossen ihr über die blühenden Wangen. „Sie müssen alle essen," sagte sie mehrmal; „ich bitte sie darum."

Er nahm einige Kirschen und legte sie auf den Teller neben sein Weinglas. Kaum hatte er aber das Glas an den Mund gesetzt, so ertönten die Trompeten. Er sprang auf und gürtete den Säbel an. „Sie blasen zum Aufbruch," sagte er; „ich darf keinen Augenblick mehr verweilen." Die Mutter stand mit dem Weine vor ihm und nötigte zu trinken. Karoline bat ihn dringend, die Kirschen, die sie sehr geschickt in einen Bogen weißes Papier wickelte, mit auf den Weg zu nehmen. „Es ist sehr heiß," sagte sie, „und Kirschen sind doch immer eine kleine Erfrischung." — „Ich habe wahrhaft keine leere Tasche!" sagte der Offizier. „Ich führe all mein Gepäck bei mir. Sehen sie, ich bin beladen wie ein Packpferd." „Ei," sagte Karoline, „die wenigen Kirschen werden wohl noch ein Plätzchen finden." Sie bat mit einer so wohlwollenden, gutmütigen Zudringlichkeit, daß er sich half wie er konnte. Er nahm eine Brieftasche heraus, verwahrte sie auf der Brust unter seiner Weste und steckte die Kirschen zu sich.

„Wahrhaftig," sagte er gerührt, „es thut einem ehrlichen Krieger, dem oft jeder Bissen mit Unwillen gleichsam in den Mund gezählt wird, sehr wohl, solche freundliche, wohlwollende Menschen zu treffen. Schade, daß ich nicht länger bleiben kann. Ich wünschte ihnen, mein liebes Kind, irgend eine Kleinigkeit zum Andenken zu geben; allein wirklich habe ich gar nichts, nicht einmal einen Kreuzer Geld. Begnügen sie sich mit meinem Danke." Er schwang sich auf sein Pferd, rief Karoline und ihrer Mutter noch ein Lebenwohl zu und sprengte von dannen.

Die Freude der guten Leute über ihre Rettung war von kurzer Dauer. Einige Wochen nachher fiel bei dem Dorfe ein großes Treffen vor. Das Dorf wurde beinahe ganz in einen Schutthaufen verwandelt. Auch das Amthaus brannte ab. Die Familie war fast um alles gekommen. Mit weinenden Augen zogen Vater, Mutter und Tochter zu Fuß weiter, und sahen noch oft nach dem rauchenden Schutte um.

Das Land kam in die Gewalt der Feinde. Der brave Amtmann, der es immer mit seinem Vaterlande gut gemeint hatte und seinem Landesfürsten treu geblieben war, mußte sich glücklich schätzen, mit dem Leben entronnen zu sein. An eine weitere Anstellung in dem eroberten Lande durfte er nicht denken. Er begab sich mit Frau und Tochter in eine entfernte Stadt, und lebte da sehr kümmerlich. Sein Fürst irrte selbst als ein Fremdling umher und konnte ihm nichts geben. Der treffliche Amtmann suchte indes

mit Abschreiben einiges weniges zu verdienen; seine Frau machte Putzarbeiten, und Karoline, die bald in allen weiblichen Arbeiten Meisterin war, half dabei treulich mit. So schlugen sie sich doch immer mit Ehren durch die Welt.

Eine Gräfin von Buchenhain, die sich seit einiger Zeit in der Stadt aufhielt, gab ihnen besonders viel zu verdienen. Einmal hatte die Gräfin einen Hut von strohgelben Tast mit einer Verzierung von blauen Kornblumen bestellt, und Karoline trug ihn am Morgen zur bestimmten Stunde hin. Die Kammerjungfer sagte: Die Frau Gräfin habe einen Besuch, indem gestern abends deren Frau Schwester mit Herrn Gemahl und Fraülein Töchtern angekommen sei. Die Jungfer nahm indes den Hut, der sehr schön ausgefallen war, hieß Karoline ein wenig warten und ging. Nach einer Weile kam sie wieder und sagte: „Der Hut fand großen Beifall; die zwei Fräulein wünschten auch solche Hüte. Kommen sie sogleich mit mir; sie bekommen gewiß mehrere Bestellungen." Sie führte Karoline in den Garten, wo die Gräfin mit ihrer Gesellschaft in der großen Laube Kaffee trank.

Karoline trat in die Laube. Die beiden Fräulein betrachten und bewunderten noch immer den Hut. Ihre Mutter, die Schwester der Gräfin, bestellte für sich und ihre Töchter drei solche Hüte, und erteilte Karoline, besonders wegen der schönen Kornblumen, die ganz allein von Karolinens Hand verfertigt waren, große Lobsprüche.

Die Gräfin sagte: „Der Hut und die Blumen sind allerdings sehr schön. Karoline arbeitet vortrefflich. Allein das tugendhafte Betragen meiner freundlichen Karoline, wie ich sie immer nenne, verdient noch großeres Lob als ihre schönen Arbeiten." Die Gräfin erzählte von dem harten Schicksale, das Karoline getroffen, und wie sie nun mit unermüdetem Fleiße ihre Eltern ernähren helfe.

Der Graf stand mit seinem Schwager, dem Obersten von Holm, einige Schritte vom Eingange der Laube. Der Oberst, ein ansehnlicher Mann in prächtiger Uniform und mit einem Orden geziert, ward auf das Geräusch aufmerksam, nahm seine Tabakspfeife aus dem Munde, trat näher, betrachtete Karoline und rief: „Um des Himmelswillen! Was, sie sind die Amtmannstochter von Rebenheim? Nun, sie sind schön herangewachsen; ich hätte sie nicht mehr gekannt — und doch sind wir alte Bekannte."

Karoline stand betroffen da, sah den ihr unbekannten Herrn mit großen Augen an, und ihre Wangen glühten.

Er aber nahm sie freundlich bei der Hand, führte sie zu seiner Gemahlin, die neben der Gräfin saß, und sagte zu ihr: „Sieh, Amalie, diese Jungfrau ist's, die mir vor zehn Jahren, als sie noch Kind war, das Leben rettete." „Wie wäre das möglich?" sagte Karoline erstaunt. „Das muß ihnen allerdings unbegreiflich vorkommen," sagte der Oberst. „Allein sie erinnern sich doch vielleicht noch des Husaren-Offiziers, der einst auf seinem schäumenden Pferde von das

Amthaus zu Rebenheim angesprengt kam, und den sie so freundlich mit Kirschen bewirtet haben?"

„Ach sie sind es!" rief jetzt Karoline, und ihr Gesicht ward von Freundlichkeit wie verklärt. „O gottlob, daß sie noch am Leben sind! Allein daß ich etwas zur Rettung ihres Lebens sollte beigtragen haben, davon weiß ich wahrhaftig nichts."

„Freilich können sie nicht wohl davon wissen, was für eine große Wohlthat sie mir erwiesen haben!" sprach er. „Meine Frau und meine Töchter aber wissen es gar wohl. Ich schrieb es ihnen sogleich. Denn es ist wohl eine der merkwürdigsten Geschichte meines Lebens."

„Und für mich die merkwürdigste des ganzen Krieges!" sagte die Gemahlin des Obersten, stand auf und umarmte Karoline sehr gerührt.

„Nun," sprach die Gräfin von Buchenhain, „von all dem wissen ich und mein Mann ja noch gar nichts! Geben sie uns die Geschichte doch einmal zum besten!"

„Sie ist nur ganz kurz," sagte der Oberst. „Ich sprengte hungrig und durstig vor das Haus, in dem Karoline und ihre Eltern wohnten, und bettelte so zu sagen um Brot und Wasser. Sie teilten alles mit mir, was sie hatten und bei der allgemeinen Not wohl für sich hätten aufsparen können. Karoline leerte ihr kleines Kirschbäumchen wohl gänzlich ab, um mich zu erquicken. Es waren herrliche Kirschen — und so war ich ehrlich bin, vielleicht die einzigen in der Gegend. Der Feind ließ mir aber nicht Zeit,

sie zu essen; ich mußte sogleich wieder zu Pferd. Da nötigte mich Karoline mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit, die Kirschen einzustecken. Allein das ließ sich nicht so leicht machen. Mein Pferd war mir tags zuvor unter dem Leibe erschossen worden. Ich nahm in der Geschwindigkeit das Unentbehrlichste aus dem Mantelsacke, steckte es in die Taschen und focht einstweilen zu Fuß, bis mir ein Husar sein Pferd abtrat. Ich trug, wie jener Weltweise, alles, was ich hatte, bei mir. Um indessen für die Kirschen in einer Tasche leeren Raum zu machen, nahm ich meine Brieftasche heraus und steckte sie hier in die Weste. Es ging sogleich wieder auf den Feind los, der Miene machte, aufs neue vorzudringen. Ich jagte mit meinen Leuten die feindlichen Husaren, daß es eine Lust war. Allein in einer Hecke war Infanterie versteckt. Ein Jäger zu Fuß schoß unversehens auf mich. Der Kerl hatte mich gut gefaßt; er traf mich gerade hieher auf die Brust. An der Brieftasche aber ist die Kugel abgeprellt — sonst wäre ich durch und durch geschossen worden und auf der Stelle tot geblieben."

„Nun, sagen sie alle," fuhr er mit großer Rührung fort, „hat sich Gottes Vorsehung nicht der Hand des freundlichen Kindes bedient, mich dem Tode zu entreißen? Habe ich recht oder unrecht, wenn ich behaupte, Karoline da rettete mir durch ihre Freundlichkeit das Leben? Ihr habe ich es zu danken, daß meine Amalie nicht Witwe ist, daß meine Töchter keine Waisen sind; daß ich noch hier stehe, meine Pfeife rauche und mich der Schöpfung Gottes freue."

Alle gaben ihm Beifall. Die Gemahlin des Obersten drückte Karolinens Hand, die sie noch immer in der ihrigen hielt, und sagte, indem ihr Thränen in den Augen standen: „So ist es! Sie waren für uns alle hier ein guter Engel und haben eine große Trauer von unserer Familie abgewendet!“ Auch die zwei Töchter des Obersten sahen mit leuchtenden Blicken auf Karoline. „So oft wir Kirschen aßen,“ sagte die jüngere, „sprachen wir von ihnen, ohne sie zu kennen.“ „Ich schätze mich sehr, sehr glücklich,“ sagte die ältere, „daß unser Wunsch, sie kennen zu lernen, endlich erfüllt ist.“ Beide Fräulein nötigten Karoline, zwischen ihnen beiden Platz zu nehmen und schenkten ihr in eine schöne, prächtig vergoldete Porzellanschale Kaffee ein.

Der Oberst war aber nachdenkend geworden. „Da rühmt ihr immer meine Thaten,“ sagte er: „aber was ist, was kann der Mensch? Ohne den Teller mit Kirschen wäre ich als Lieutenant auf dem Kirchhofe zu Rebenheim längst vermodert, und ein anderer wäre an meiner Stelle Oberst. Meinen Orden hier, Ehre und Wohlstand, danke ich einer Hand voll Kirschen, oder vielmehr Gottes Hand, die den Helden durch ein Kind errettete und mit Sieg krönte.“

„Wir sprechen uns weiter,“ sagte er plötzlich zu Karolinen. „Jetzt habe ich mit meinem Schwager, dem Herrn Grafen da, ein kleines Geschäft abzumachen.“ Die Herrn gingen. Karoline blieb noch eine Weile und empfahl sich dann. „Auf Wiedersehen!“ sagte die Gemahlin des Obersten, und entließ sie sehr gnädig.

Der Oberst hatte indes seinen Schwager, den Grafen von Buchenhain, auf die andere Seite des Gartens geführt. Der Amtmann des Grafen war schon seit drei Monaten tot Es hatten sich viele um den Dienst gemeldet. Der Graf war unschlüssig, welchen er wählen sollte, und hatte diesen Morgen lange mit dem Obersten darüber gesprochen. Der Dienst sollte, da dringende Amtsgeschäfte abzumachen waren, heute noch vergeben werden.

„Jetzt braucht's kein Kopfzerbrechen mehr," sagte der Oberst; „den Ehrenberg nimmst du. Gott schickt uns die Tochter des braven Mannes nicht umsonst gerade am heutigen Morgen hieher — und wahrlich nicht umsonst mußte ich gestern abends hier anlangen, um sie, gerade bevor der Dienst vergeben ward, hier zu treffen."

„Es ist wahr," sagte der Graf, „die Leute haben sich um die Familie verdient gemacht. Auch soll Ehrenberg ein wahrer Ehrenmann sein. Allein ich sah ihn kaum ein paarmal, und es ist daher noch zu bedenken. —"

„Was zum Kuckuck," sagte der Oberst, mit der ihm eigenen Hitze, „soll da noch zu bedenken sein? Einen bessern Mann treibst du nicht auf, so weit der deutsche Boden reicht! Bin ich nicht auf meinen Zügen zweimal nach Rebenheim hingeritten, um das gute Kind, dem ich mein Leben zu danken habe, noch einmal zu sehen und ihm meinen Dank zu bezeigen! Und hab' ich nicht alles genau ausgekundschaftet? Karoline und ihre Eltern traf ich freilich nicht! Auch konnte ich ihren Aufenthalt nicht erfahren. Aber an-

dere Dinge erfuhr ich, die mir das Herz warm machten. Das ganze Dorf gab dem edlen Amtmanne, seiner trefflichen Frau und der kleinen Karoline das beste Zeugnis. Alte, graue Männer sagten mir mit Thränen in den Augen: „Herr Ehrenberg war das Muster der Gerechtigkeit, der Thätigkeit, der Ordnungsliebe, der Wohlthätigkeit. Ewig können wir es ihm nicht vergelten, was er uns gethan hat. Wo er auch sei, und wie es ihm jetzt gehe — es muß ihm noch wohl gehen. Das hat er schon an jedem einzelnen von uns mehr als einmal verdient.“ So sagten die Bauern. Darum sage ich, mach hurtig und laß das Dekret aufsetzen, damit ich sogleich selbst es ihm hintragen kann.“

Die Sache wurde richtig, das Dekret verfaßt und unterzeichnet, und der Oberst hatte seit langer Zeit keinen so fröhlichen Morgen; ja kaum nach einem Siege war's ihm, wie er sich ausdrückte, so leicht und so wohl um das Herz.

Während dieses ausgemacht worden, war Karoline, ohne nur im geringsten zu ahnen, was der Oberst vorhatte, voll hohen Vergnügens nach Hause gekommen. „Je,“ Mädchen, was ist dir,“ sagte der Vater; „deine Augen glänzen ja vor Freude.“ Karoline erzählte, wie die Kirschen dazu beitrugen, dem Obersten das Leben zu retten; und die Eltern priesen Gottes heilige Vorsehung.

„Das ist ein Strahl von Hoffnung,“ sagte die Mutter; „vielleicht stehen uns doch noch bessere Tage bevor.“ „Ja, Karoline,“ sagte der Vater, „deine freundliche Güte, die dir als Kind schon eigen war, könnte vielleicht noch das Glück

deiner Eltern machen." „Wenn ich die Güte je hatte," sagte Karoline bescheiden, „so ist sie nur das Erbteil meiner teuern Eltern."

Sie sprachen noch über die Begebenheit — da hörten sie den Obersten, seinen klirrenden Säbel nachschleifend, schon die Treppe heraufeilen. „Guten Morgen, Herr Amtmann von Buchenhain!" rief er sogleich unter der Thür.

„Wie, was, von Buchenhain?" sagte Ehrenberg.

„Nicht anders!" sprach der Oberst, und zog seine Brieftasche heraus. „Ich führe diese Brieftasche nur an besonderen Freudentagen," sagte er, „wie zum Beispiel heute, da ich Karoline wieder fand. Sehen sie da," — er zeigte auf eine beschädigte Stelle der Brieftasche — hieher traf die Kugel. Karoline hat ihnen ja wohl davon erzählt?"

„Zu unserer größten Freude!" sprach Ehrenberg.

Der Oberst öffnete die Brieftasche und nahm ein Papier heraus. „Da lesen sie!" sagte er zu Ehrenberg. Ehrenberg las und erstaunte. Es war das Anstellungsdekret auf die gräfliche Amtmannsstelle in Buchenhain mit tausend Thaler Gehalt, nebst noch vielen anderen Vorteilen. Der edle Mann, der bisher so viel geduldet hatte, und in einem sehr abgetragenen, wiewohl sehr reinlichen Rocke dastand, traute kaum seinen Augen. „Lesen sie doch laut!" sagte der Oberst, „ihre Frau und meine Retterin, die holde Karoline da, scheinen neugierig, was das Papier enthalte." Ehrenberg las das Dekret mit tiefgerührter Stimme, und Mutter und Tochter weinten und schluchzten beinahe laut.

„Bei den Husaren muß alles schnell gehen," sagte der Oberst. Vor einer Stunde dachte noch kein Mensch daran, daß sie Amtmann in Buchenhain werden sollten. Wie sich dasangefangen, muß es sich auch enden. Darum kommen sie nur gleich mit, damit ich sie meinem Schwager vorstelle. „Ehrenberg bat um Erlaubnis, sich zuvor umzukleiden. „Eine Viertelstunde sei ihnen dazu vergönnt," sprach der Oberst; „in einer Viertelstunde erwarte ich sie auf meinem Zimmer in dem Hause des Grafen."

„Sie aber," sagte er zu Karoline und ihrer Mutter, „machen sie nur sogleich Anstalt zur Abreise. Sie wohnen ja hier so enge; nur im Kriege hatte ich manchmal ein so schlechtes Quatier. Allein in dem Amthause zu Buchenhain wird es ihnen schon besser gefallen. Das Amthaus ist eine sehr freundliche Wohnung; es ist auch ein herrlicher Garten dabei, in dem treffliche Kirschbäume stehen. Künftigen Montag müssen sie dort einziehen; wir reisen an eben diesem Tage auch dahin. Das soll dann ein rechtes Fest werden. Da wollen wir eine fröhlichere Mahlzeit halten, als jene Husarenmahlzeit unter dem Donner der Kanonen und zwischen den brennenden Häusern zu Rebenheim. Vergessen sie nur nicht, liebe Karoline, auch Kirschen zum Nachtisch aufzutragen; Ich denke, bis dahin werden sie vollends reif."

Und mit diesen Worten eilte er, um der beglückten Familie den Dank zu ersparen und um eine Thräne zu verbergen, so schnell zur Thüre hinaus und die Treppe hinab,

daß Ehrenberg nicht mehr eilfertig genug sein konnte, ihn zu begleiten.

„O Karoline," sagte der Vater, als er wieder in das Zimmer trat, „wer hätte denken können, daß jenes Bäumlein, daß ich an deinem Geburtstage gepflanzt habe, uns solche Früchte bringen würde."

„Das hat Gott so gefügt," sagte die Mutter mit gefalteten Händen. „Ich weiß es wohl noch, wie das Bäumlein das erste Mal blühte, und wie wir beide es betrachteten, und Karoline, die damals noch ein Kind war, das ich auf dem Arm trug, so große Freude daran hatte. Wir Eltern versprachen es damals Gott, das Kind, das hoffnungsvoll wie das junge Bäumchen blühte, gut zu erziehen, und beteten zu ihm, er wolle uns seine Gnade dazu geben. Jenes Gebet ist nun über all unser Wünschen und Hoffen erhört. Ihm sei ewiger Dank!"

„Ja," sprach der Vater, „kein gläubiges Gebet liebender Eltern geht verloren! Wie Gott damals schon, als wir bei dem Kirschenbäumchen standen, unser Gebet erhörte, so wollte er auch jetzt sich unsern Dank gefallen lassen!"

Und Karoline stimmte in das Dankgebet ihrer Eltern mit ein, und rief mit innigster Rührung: „Dir, Vater im Himmel, der für uns Menschen liebreicher und zärtlicher sorgt, als die liebreichsten und zärtlichsten Eltern für ihre Kinder, dir sei ewiger Dank!"